MSH Magazin
01 | 2015

Medical School Hamburg
University of Applied Sciences
and Medical University

HEIMAT(LOS)

Erste Hilfe für Flüchtlinge:
Flüchtlingsambulanz am UK Eppendorf

ab Seite 10

Demenz & Museum
Ein Forschungsprojekt

»Democracy is Dialogue«
MSH Studierende in Brüssel

Wohnungsnot
Studierende packen aus

Entwicklung

...

Für namentlich gekennzeichnete Beiträge sind die Autoren verantwortlich. Diese Beiträge geben nicht unbedingt die Auffassung der Redaktion wieder. Kürzungen behält sich die Redaktion vor.

Gender-Hinweis: Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Magazin im Allgemeinen die maskuline Schreibweise verwendet. Grundsätzlich beziehen sich diese Begriffe auf beide Geschlechter.

MSH
Medical School Hamburg
University of Applied Sciences
and Medical University

medicalschool-hamburg.de

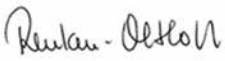
Editorial

Liebe Studierende,
liebe Kollegen,
liebe Partner der MSH,

pünktlich zum Start des Sommersemesters 2015 erscheint das neue MSH Magazin. Schwerpunktmäßig beschäftigt sich diese Ausgabe mit dem Thema Heimat und Heimatlosigkeit.

Viele unserer MSHler (Umfrage ab Seite 8) sehen in dem Begriff Heimat weniger einen konkreten Ort, sondern empfinden es eher als ein Gefühl oder eine Atmosphäre. Für viele steht es in Verbindung mit Familie und dem Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Um Heimatlosigkeit geht es u. a. im Interview mit der Diplom-Psychologin Cornelia Reher (ab Seite 10). Sie ist als Therapeutische Leitung in der »Flüchtlingsambulanz für Kinder und Jugendliche« tätig. Das Team bietet die Möglichkeit der psychiatrischen und psychotherapeutischen Behandlung traumatisierter Flüchtlinge an.
Im Artikel »Emigration und Heimatlosigkeit – zwei Leben« schildert Prof. Dr. Olaf Morgenroth das Leben zweier Psychologen, Erich Stern und Margarete Eberhardt, während des Dritten Reichs.
Eine ganz andere Facette der Heimatlosigkeit greift Michael Ganß auf, der über ein MSH-Forschungsprojekt berichtet, das sich mit Kunst und Demenz beschäftigt. Es stellt die Frage: Wie können Menschen, die an Demenz erkrankt sind, trotzdem am künstlerischen und kulturellen Leben teilhaben (ab Seite 22)? Bei der Suche nach einer Unterkunft während des Studiums werden Studierenden oft Steine in den Weg gelegt – und das nicht nur in den hippen deutschen Uni-Hochburgen wie Hamburg oder München, sondern auch in kleineren Städten. Hier berichten Studierende über ihr ganz persönliches »Martyrium Wohnungssuche« (ab Seite 54).
Neben diesem Schwerpunktthema werden Sie außerdem über die neuen Masterstudiengänge an der MSH informiert. Des Weiteren berichten einige unserer Studierenden über ihre Eindrücke aus dem Ausland, die sie dort während ihrer Praktika und Projektarbeiten gesammelt haben.

Ich bedanke mich bei allen, die an der neuen Ausgabe mitgewirkt haben. Außerdem möchte ich allen Freunden, Partnern, Mitarbeitern und Studierenden für Ihre Unterstützung und ihr Engagement innerhalb unserer Hochschule meinen Dank aussprechen und wünsche Ihnen nun viel Spaß beim Lesen.



Ihre Ilona Renken-Olthoff
Geschäftsführerin der MSH Medical School Hamburg,
University of Applied Sciences and Medical University

10
Hilfe für geflüchtete Kinder und Jugendliche in der Flüchtlingsambulanz Hamburg

01 Hochschule

08 **Was bedeutet Heimat für Dich?**
Eine Umfrage unter MSHlern

10 **Erste Hilfe für Flüchtlinge**
Ein Interview mit Dipl.- Psychologin Cornelia Reher, der therapeutischen Leitung der »Flüchtlingsambulanz für Kinder und Jugendliche« am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf

18 **Der Doppel-Masterabschluss – Ihre Chance am Arbeitsmarkt**
Für die Absolventen der Klinischen Psychologie besteht die Möglichkeit, in nur einem weiteren Jahr einen zweiten Masterabschluss zu erlangen

21 **Kennen Sie schon ...**
... das Department Frühförderung an der MSH Medical School Hamburg?

22 **Im Museum Kunst erleben**
MSH-Forschungsprojekt: Wie ermöglicht man Menschen mit Demenz an Kunst und Kultur teilzuhaben?

28 **Studium einmal anders: Studierende im Kletterwald**
Wie FÜHLT es sich eigentlich an, das gute Team?

30 **Neu im MSH-Team**
Unsere neuen Mitarbeiter stellen sich vor

32 **Emigration und Heimatlosigkeit – zwei Leben**
Die Psychologen Erich Stern und Margarete Eberhardt während des Dritten Reichs

34 **Wenn wieder alles schief läuft...**
Das Psychosocial Service Center (PSC) der MSH Medical School Hamburg

PLUS
Infografik:
Flüchtlinge und Heimatlosigkeit

50
Abenteuer Brasilien: Auslandspraktikum in Rio de Janeiro

02 Beruf

36 **Professoren erzählen – Mein Weg in den Beruf**
Diesmal: Prof. Dr. Harald Karutz, Professor für Rescue Management

40 **5 Fragen**
Diesmal: Alumni

03 Internationales

42 **Praktikum in Kanada**
Mit dem PROMOS-Stipendium nach Kitchener/Waterloo in Kanada

44 **»Democracy is Dialogue« — Ein Projekt in Brüssel**
Eine Woche im politischen Zentrum Europas: Was »hinter den Kulissen« von Parlament und Kommission passiert

48 **Bonjour, hi!**
Abenteuer Auslandspraktikum: Drei Monate in Montréal (Kanada)

50 **Abenteuer Brasilien**
Nicht nur Fußball, Samba und Caipirinhas: Ein Auslandspraktikum in Rio de Janeiro

62
Ein Rückblick in Bildern:
Der Herbstball 2014

04 Campus Life

54 **Martyrium Wohnungssuche – Studenten packen aus**
WG-Casting-Marathons, Maklercourtagen, Schimmelbuden und Co.

58 **Heimat**
Zeichnungen der Künstlerin Ulrike Hinrichs

60 **Engagement im Studierendenrat**
Neues vom Stura

61 **Aktiv werden**
Das Komitee für soziale Projekte der MSH stellt sich vor

62 **Ein Rückblick in Bildern**
Wintersemester 2014/15

71 **Ersti-Wegweiser**
Orientierung im 1. Semester

72 **Hamburg, meine Perle**
Geheimtipps in der Hansestadt

74 **MSH Semesterplaner**

75 **Impressum**

01
Hochschule

Was bedeutet Heimat für Dich?

Dr. Jan Sonntag, Professor für Musiktherapie

»Heimat ist für mich kein konkreter Ort, sondern vielmehr eine Atmosphäre. Sagen wir eine Atmosphäre der Arglosigkeit, Vertrautheit, Geborgenheit, Gelassenheit sowie der Sorge für mich und andere. Dieses Bündel von Gefühlszuständen, das Heimatatmosphäre für mich ausmacht, kann durchaus ortsvermittelt sein, also mit bestimmten Orten einhergehen, die dann im herkömmlichen Sinne Heimat genannt werden können.

Franz Röder, EAST

»Das Wort Heimat ist für mich der Inbegriff des Gefühls der Geborgenheit. Wie nach einer langen Reise erschöpft, aber sicher endlich zu Hause angekommen zu sein, mich zurücklehnen und entspannen, loslassen zu können. Meine Heimat ist der Ort, an den ich früher oder später zurückkommen werde, um wieder zu mir selbst zu finden; um meine Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit vereinen zu können und schätzen zu lernen. Meine Heimat ist die Wiege meines gesamten Lebens.

Hannes Carsten, Psychologie

»Home is where I want to be«
Talking Heads

Philipp Rocker, Medizinpädagogik

»Heimat ist für mich, wo meine Familie und meine Freunde sind.«

Lennart Kemme, Psychologie

»Geborgenheit und Familie«

Nadine Oellingrath, Psychologie

»Heimat ist, wo das Leben beginnt, die Liebe wohnt. Wo gelacht, getanzt und geträumt wird. Wo schöne Momente geteilt werden. Von dort komm ich und von dort werde ich erzählen, wenn ich der Heimat ferne bin.«

Giw Aramian, Psychologie

Heimat

»Somebody told me that this is the place where everything´s better and everythings safe.

Heimatlosigkeit

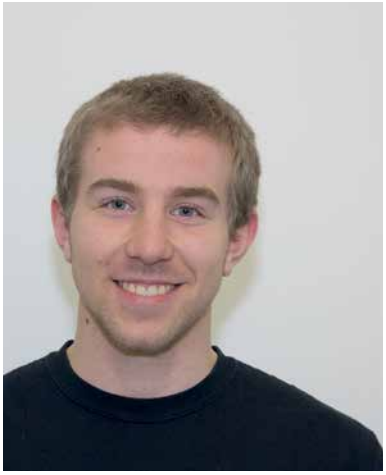
»Dazu könnte man mich zählen. Als Ausländer bin ich fremd in diesem Land, trotz meiner Geburt hier in Deutchland und genauso fremd in meiner »Heimat«, weil ich dort nie gewesen bin. Fremd hier, fremd dort. Aber vielleicht habe ich auch das Glück, zwei Orte meine Heimat nennen zu können. Die Zeit und Erfahrung wird mir die Antwort bringen.«

Julia Steinweg, Psychologie

»Vertrautheit, Familie, Kindheitserinnerungen«

Morgaine Heiland, Coaching

»Heimat ist für mich Nordsee; frischer Wind, Salz in der Luft und graue Wellen, die zum rein springen einladen.«



Daniel Liebner, Psychologie

»Mein Vater war Missionar in Afrika und wieder in Deutschland sind wir mehrfach umgezogen. Für mich konnte Heimat niemals ein Ort sein, und ich denke nicht, dass ein Ort eine Heimat sein kann. Für mich ist Heimat ein Gefühl. Ein Gefühl der Geborgenheit, das Gefühl, angenommen zu sein und einen Platz (ganz allgemein, nicht räumlich) in der Welt zu haben. Deswegen ist Heimat für mich, in den Menschen zu finden, die in mir so ein Gefühl auslösen und das sind einige meiner Freunde und meine Familie.«

Ida Drey, Intermediale Kunsttherapie

»My body is my home.«

Die Diplom-Psychologin Cornelia Reher ist als Therapeutische Leitung in der »Flüchtlingsambulanz für Kinder und Jugendliche« auf dem Gelände des UK Eppendorf tätig

Erste Hilfe für Flüchtlinge

Derzeit befinden sich weltweit über 50 Millionen Menschen auf der Flucht. Auch in Hamburg suchen viele von ihnen Schutz, um Krieg, Folter und Verfolgung zu entkommen – darunter auch viele Kinder und Jugendliche. Durch die Erlebnisse in ihrem Heimatland und die Flucht sind sie teilweise schwer traumatisiert. Die Flüchtlingsambulanz in Eppendorf bietet die Möglichkeit einer psychiatrischen und psychotherapeutischen Behandlung.

GESPRÄCH Lisa Boubaris FOTOS Parham Khorrami

Frau Reher, wer kommt zu Ihnen in die Flüchtlingsambulanz?
Zu uns kommen Kinder und Jugendliche zwischen 0 und 21 Jahren, die ihr Heimatland aufgrund von Kriegszuständen oder der Angst vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung verlassen mussten. In der Regel sind es Kinder und Jugendliche, die in Deutschland einen Asylantrag gestellt haben. Momentan ist es so, dass wir nur Patienten neu aufnehmen, die unter 18 Jahre sind und in Hamburg leben. Diese Einschränkung mussten wir leider machen, da uns eine Flut von Anmeldungen erreicht. Derzeit gibt es noch 200 Kinder und Jugendliche, die auf einen Behandlungsplatz warten.

Was haben die jungen Patienten, die bei Ihnen in Eppendorf ankommen, erlebt?
Die meisten sind Jugendliche, sogenannte »minderjährige, unbegleitete Flüchtlinge«. Das heißt, dass sie allein nach Europa geflüchtet sind – ohne Verwandte, ohne Eltern. Der Großteil, 80 Prozent, unserer Patienten stammt aus Afghanistan und ist männlich. Die Kinder und Jugendlichen haben ihr Land aus unterschiedlichen Gründen verlassen. Häufig, weil sie in der Heimat sonst von Taliban rekrutiert worden wären. Oder, und das passiert auch sehr häufig, aus Angst davor, von Ihnen entführt zu werden, um dann die Eltern mit Lösegeldforderungen zu erpressen. In diesem Fall entscheiden sich die Eltern oft dafür, ihre Söhne in Sicherheit zu bringen. Es kommt auch vor, dass die Söhne von der Familie nach Europa geschickt werden, um dort das vermeintlich große Geld zu verdienen und die daheim gebliebene Familie finanziell zu unterstützen. Infolge dessen sind die Jugendlichen häufig psychisch belastet. Das liegt zum einen an der Last von Aufträgen der Familie und zum anderen an ihren Erlebnissen während der Flucht. Gerade während dieser Zeit erleben sie sehr viele traumatische Situationen. Es dauert teilweise Monate bis Jahre, bis sie ihren Zielort erreichen. Seelische Erschütterungen erleben die Flüchtlinge übrigens auch oft in der Abschiebehaft, in der sie teilweise eingesperrt sind.

Wie flüchtet man eigentlich aus Afghanistan?
Die Kinder und Jugendlichen sind eigentlich immer mit »Schleppern« hier. Es ist oft so, dass die Familie ihr Haus verkauft und das letzte Geld zusammenkratzt, um dann diesen Schlepper zu bezahlen. Eigentlich soll er sie dann bis zum Zielland, das sich in der Regel in Europa befindet, bringen. Häufig sind die Schlepper aber korrupt und bringen sie nur ein Stückchen. Dann sind die Flüchtlinge auf sich allein gestellt – in einem fremden Land, wo sie sich nicht verständigen können und ohne Geld. Um einen weiteren Schlepper bezahlen zu können, müssen sie irgendwie an Geld kommen. Es dauert teilweise Jahre, bis sie ihr Ziel wirklich erreicht haben. Von Afghanistan ist der klassische Weg über den Iran, die Türkei und Italien.

Wie sehen die psychischen und körperlichen Folgen für die geflüchteten Kinder und Jugendlichen aus und wie können Sie konkret helfen?
Die meisten unserer Patienten haben eine Posttraumatische Belastungsstörung, gefolgt von depressiven Erkrankungen. Diese Störungen treten am Häufigsten bei Kindern und Jugendlichen aus Kriegsgebieten auf. Für die Erkrankten bedeutet es, dass sie immer wieder an ihre traumatischen Erlebnisse denken müssen und sie Bilder der traumatischen Situation ganz plötzlich überfallen. Dadurch können sich die Betroffenen nicht konzentrieren. Infolge dessen treten natürlich Probleme in Bezug auf die schulischen Leistungen auf. Sie sind übererregt, der Körper ist die ganze Zeit in Alarmbereitschaft, so als könnte jederzeit etwas Schlimmes passieren. Das wiederum heißt, dass sie nicht schlafen können, da keine Entspannung eintritt. Die Betroffenen sind ganz schreckhaft und häufig sehr angespannt, wodurch sie zusätzlich Kopf-, Rücken-, Kiefer- und Bauchschmerzen quälen.

»Die meisten unserer Patienten haben eine Posttraumatische Belastungsstörung, gefolgt von depressiven Erkrankungen.«

Gibt es Studien, die zeigen, bei wie vielen der geflüchteten Kinder und Jugendlichen sich voraussichtlich Langzeitfolgen durch eine Traumatisierung zeigen?
Nach der aktuellen »S3-Leitlinie« zur Behandlung der Posttraumatischen Belastungsstörung, geht man davon aus, dass Opfer von Krieg, Folter und Verfolgung, eine Wahrscheinlichkeit von 50 Prozent haben, eine Posttraumatische Belastungsstörung zu entwickeln. Man nimmt also an, dass 50 Prozent der Betroffenen eine behandlungsbedürftige Störung haben. Das ist relativ viel. Zumal die Posttraumatische Belastungsstörung bei einem Drittel der Erkrankten unbehandelt chronifiziert. In Hamburg gibt es aktuell circa 1 800 minderjährige Flüchtlinge. Das bedeutet, dass mindestens ein Drittel dieser Kinder und Jugendlichen eigentlich eine therapeutische Behandlung benötigt.

Die Betroffenen, die behandlungsbedürftig sind und keinen Therapieplatz finden, riskieren also dauerhaft ihre psychische und körperliche Gesundheit?
Ja, denn es kommt auch häufig zu Veränderungen in den Hirnstrukturen oder in Genen. Man weiß zum Beispiel, dass das Immunsystem der traumatisierten Kinder und Jugendlichen deutlich geschwächt sein kann, was auch das Risiko erhöht, körperlich zu erkranken.

Ist das Risiko für Kinder und Jugendliche an einer Posttraumatischen Belastungsstörung zu erkranken höher als für Erwachsene?
Je jünger man ist, umso höher ist das Risiko. Genauso verhält es sich in Bezug auf die Langzeitfolgen, da das Gehirn häufig noch nicht richtig entwickelt ist. Wenn dann starker Stress über einen langen Zeitraum stattfindet, wird sehr viel Cortisol, was für die Nervenstrukturen toxisch sein kann, ausgeschüttet. Dadurch kann es zu einer Verkleinerung von Gehirnarealen kommen und infolge reagiert der Betroffene viel sensibler auf Stress. Bereits bei geringeren Stresssituationen bekommen viele schon ganz starke Körperreaktionen. Gerade wenn man als Kind über einen längeren Zeitraum traumatisiert wurde, ist es häufig so, dass diese Einschränkung nicht ganz weggehen, sondern eher ein Umgang damit gefunden werden muss. In einem solchen Fall ist es wichtig, gutes Stressmanagement und einige Entspannungstechniken zu erlernen, um dem entgegen wirken zu können.

Stehen Kindern und Jugendlichen unterbewusste Bewältigungsstrategien zur Verfügung, um das Erlebte zu überwinden? Spielt das Verdrängen hierbei auch eine Rolle? Und ist, gerade bei Kindern, die Fantasie eine Möglichkeit, ihr Leid zumindest zeitweise zu lindern?
Häufig besitzen Kinder, anders als Erwachsene, noch nicht so gute Bewältigungsstrategien. Das ist einer der Gründe, weshalb bei Kindern ein höheres Risiko besteht an einer Posttraumatischen Belastungsstörung zu erkranken. Ein ganz großer Schutzfaktor gegen die Ausbildung einer psychischen Erkrankung nach Traumatisierung ist die soziale Unterstützung. Im besten Fall heißt das, wenn ein Kind eine gute Bindung zu seinen Eltern hat und die Eltern präsent sind, dass das Kind das Erlebte ganz gut verkraftet und nicht unter schweren Folgen zu leiden hat. Aus diesem Grund sind auch vorwiegend »die Unbegleiteten« bei uns in Behandlung. Die, die keine soziale Unterstützung durch Verwandte oder Freunde erleben. Erschwerend kommt hinzu, dass sie sich aufgrund der Sprachbarriere nicht richtig ausdrücken können. Dadurch stehen neue Bezugspersonen leider auch nicht so schnell zur Verfügung – ein weiterer Grund warum das Risiko, psychisch zu erkranken, höher ist.
Wenn der Betroffene seine traumatischen Erinnerungen verdrängt, kann es zu psychischen Erkrankungen kommen. Als Verhaltenstherapeutin würde ich vielleicht eher den Begriff Vermeidung benutzen. Die Betroffenen wollen sich nicht damit auseinandersetzen und sobald Erinnerungen aufkommen, versuchen sie, an etwas anderes zu denken – sich etwas anderes vorzustellen. Dadurch werden die Angstsymptome aufrecht erhalten und es kommt zu keiner Verarbeitung traumatischen Erlebnisse. Würde viel darüber gesprochen werden, weshalb auch soziale Kontakte so wichtig sind, gäbe es womöglich eine gute Verarbeitung. Wird aber versucht die Erinnerungen auszuradieren, ploppen sie immer wieder

auf, wie ein Luftballon, den man versucht, unter Wasser zu drücken und der letztlich irgendwann nach oben schießt. Deshalb ist das Hauptanliegen in der Therapie, den Patienten dazu zu bewegen, die Vermeidung aufzugeben und darüber zu sprechen. Oftmals stellt sich das als größte Schwierigkeit dar.

In der Therapie kann man auch die Fantasie der Kinder nutzen, indem man das, was passiert ist, in Geschichten packt und mit kleinen Figuren nachstellt. Es gibt eine Technik, das sogenannte »imaginary rescripting«, durch die man versucht ein gutes Ende der Erlebnisse zu fantasieren. Diese Vorgehensweise ist häufig unterstützend bei der Verarbeitung. Selbst wenn es in der Realität kein gutes Ende genommen hat, hilft es ein besseres Gefühl zu bekommen, wenn die Erinnerungen die Kinder überfluten und es reduziert Albträume.

Wenn die Flüchtlinge hier ankommen, dann geht es für sie in eine Art Auffanglager. Werden sie schnell in die Gesellschaft eingegliedert? Geht es dann relativ zügig in die Schule?

Sie kommen zunächst in Erstversorgungseinrichtungen. In Deutschland ist es so geregelt, dass die Kinder und Jugendlichen auch schnell beschult werden. Häufig bekommen sie bereits in den Erstversorgungseinrichtungen das Angebot an einem Deutsch-Unterricht teilzunehmen. Das ist ganz toll und funktioniert auch. Wobei man sagen muss, dass gerade die Jugendlichen häufig in Sonderklassen beschult werden. Einerseits ist es gut, weil sie dort an die Sprache herangeführt werden, für die Integration ist es wiederum nicht so sinnvoll, weil sie wenig Kontakt zu Deutschen haben. Das bemängeln die Jugendlichen auch immer ein bisschen. Für die unbegleiteten Jugendlichen geht es von dieser Erstversorgungseinrichtung dann in Wohnungen der Jugendhilfe. Dort werden ihnen unterstützend Betreuer zur Seite gestellt, um ihnen Hilfe und Orientierung zu geben. Häufig ist es für die Kinder schwieriger Fuß zu fassen, die mit Eltern nach Deutschland gekommen sind, da Ihnen solche Betreuer dann fehlen. Das Eingebettetsein in die Familie ist ganz viel wert, aber natürlich sind die Eltern oft mit unserem System überfordert.

Wenn die Kinder und Jugendlichen dann zu Ihnen in die Ambulanz kommen, muss es ja jemanden geben, der die Sprache übersetzt …

Das ist das Besondere an unserer Einrichtung. Die behandlungsbedürftigen Patienten finden kaum niedergelassene Therapeuten, da es keine Finanzierungsmöglichkeit für die Dolmetscher gibt. Die Krankenkassen übernehmen die Kosten nicht. Es gibt zwar im Rahmen des Asylverfahrens eine Kulanzregelung, aber es ist wirklich schwierig, die Kosten bewilligt zu bekommen. Aus diesem Grund wurde unsere Einrichtung gegründet. Die Therapie findet bei uns mit Dolmetschern oder Muttersprachlern statt. Es ist dann einfach eine Therapie zu Dritt. Die Finanzierung der Dolmetscherkosten läuft, neben den Personalkosten, über die Stiftung »Children for Tomorrow«. Oft heißt es, die Therapie mit Dolmetscher sei nicht so sinnvoll. Sicherlich ist es ein anderes Arbeiten, aber es ist laut Studienergebnissen genauso wirkungsvoll.

Was brauchen all diese traumatisierten Kinder und Jugendlichen, um sich von ihren seelischen Verletzungen zu erholen? Kann jeder einzelne seinen Beitrag dazu leisten?

Die hellen, freundlichen Räume, wie der für die kunsttherapeutische Arbeit, wurden ausschließlich durch Spenden finanziert

Hier ist Platz für die Träume und Wünsche der Kinder und Jugendlichen

Da sind wir wieder bei der sozialen Unterstützung. Es hilft einfach, wenn diese Menschen Bezugspersonen haben. Und da kann sich jeder engagieren und ihnen ein Beziehungsangebot machen. Einige übernehmen sogar eine Vormundschaft für die Kinder und Jugendlichen. Das ist nochmal eine Möglichkeit zu helfen. Gerade bei den Jugendlichen handelt es sich um eine begrenzte Zeit, vielleicht zwei Jahre, in denen man dann auch ein bisschen Verantwortung für sie übernimmt. Unsere Arbeit ist zudem nur aufgrund von Spenden möglich. Jeder Geldbetrag hilft uns.

In letzter Zeit liest man öfter vom Phänomen der transgenerationalen Weitergabe von Traumatisierungen. Ist das ein Mythos?

Nein, das ist kein Mythos. Es gibt zwei Punkte. Zum einen kann ein traumatisierter Elternteil das Erlebte und seine Folgen durch die Erziehung weitergeben. Beispielsweise wenn das Kind merkt, dass die Mutter ängstlich ist und es im Sinne des Modell-Lernens übernimmt. Zum anderen belegen Studien, dass Traumatisierungen zu Veränderungen in den Imunzellen führen. Allerdings hat man auch herausgefunden, dass durch Psychotherapie die Genschäden repariert werden können. Was natürlich auch nochmal ein Plädoyer dafür ist, psychotherapeutisch zu arbeiten.

Gibt es eine Geschichte, der von Ihnen behandelten Kinder und Jugendlichen, die Sie besonders bewegt hat und nachhaltig berührt?

Das ist eine Frage, die mir oft gestellt wird. Ich finde es sehr schwierig sie zu beantworten, weil einem jede Geschichte irgendwo nahe geht. Aktuell ist ein Jugendlicher aus Afghanistan bei mir in Behandlung, der mich sehr beeindruckt, weil seine Geschichte so extrem ist und dessen Durchhaltevermögen während seiner Flucht enorm war. Er hat drei Jahre gebraucht, um in Deutschland anzukommen. Bei den Grenzüberquerungen von Serbien nach Italien gab es große Probleme. Der Jugendliche versuchte, sie 9 Mal zu überschreiten, wurde aber jedes Mal erwischt und zurückgeschickt. Dort hat er schlimme Dinge erlebt: er wurde verprügelt, hatte nichts zu essen und musste tagelange Fußmärsche auf sich nehmen. Aber er hat nicht aufgegeben und diese Kraft und Energie aufzubringen beeindruckt mich total. Auf der anderen Seite zeigt es natürlich auch, in welch verzweifelter Situation er sich befand. Für ihn gab es keinen Weg zurück. Der Jugendliche kam vor einem Jahr zu uns. Es ging ihm sehr schlecht. Er konnte gar nicht schlafen, nicht zur Schule gehen – auch weil er dissoziative Zustände hatte. Er lief in Hamburg umher und wusste gar nicht, wo er war – kam verletzt nach Hause, ohne zu wissen, was passiert war. Sein Zustand war dramatisch. Jetzt geht es ihm ganz gut. Er kann nun auch zur Schule gehen.

Werden Sie Förderer von Children for Tomorrow

Mit Ihrer Spende können Sie aktiv mithelfen, Kindern die Chance auf eine gesunde Entwicklung zu geben. Mehr Informationen dazu erhalten Sie im Internet unter www.children-for-tomorrow.de

Kontakt

Stiftung »Children for tomorrow«
Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf
Martinistraße 52, Gebäude 0 44
20246 Hamburg
info@children-for-tomorrow.de

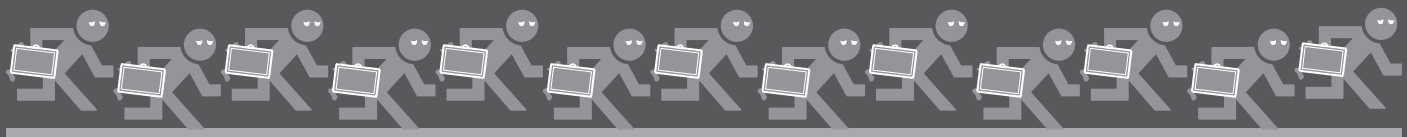
»Mir gefällt mein Studiengang Medizinpädagogik sehr, da wir in vielen Bereichen unseres Berufes geschult werden und eben nicht nur die Medizinischen Fächer belegen, sondern auch Management, Recht usw. Die Dozenten geben uns so viel Wissen und Erfahrungen mit auf den Weg, sodass ich glaube, dass wir die Generation werden können, die das langfristig optimiert.«

Melanie Roder | Medizinpädagogik (Bachelor)

facts

ZUM THEMA

Flüchtlinge & Heimatlosigkeit



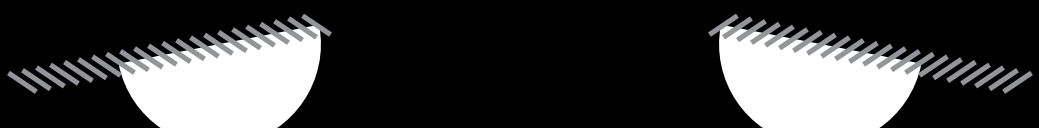
51,2MIO

Menschen befinden sich derzeit weltweit auf der Flucht. 16,7 Millionen von ihnen gelten nach völkerrechtlicher Definition als Flüchtlinge.

Den weit GRÖSSEREN TEIL

33,3 Mio

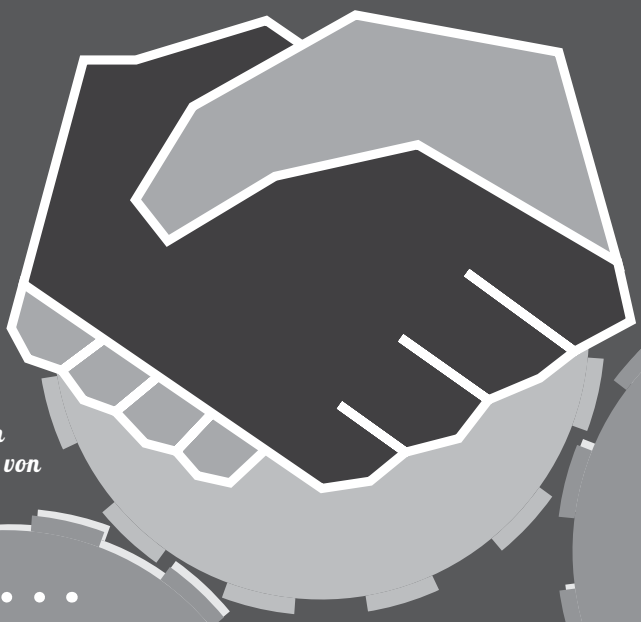
BILDEN JEDOCH SOGENANNTE BINNENVERTRIEBENE.
SIE FLIEHEN INNERHALB IHRES EIGENEN LANDES, OHNE DABEI
INTERNATIONALE LANDESGRENZEN ZU ÜBERSCHREITEN.



Quelle: uno-fluechtlingshilfe.de/fluechtlinge/zahlen-fakten.html

9 von 10

Flüchtlingen leben in Entwicklungsländern. Die meisten fliehen lediglich in ein angrenzendes Nachbarland.



7

Die größten Herkunftsländer von Flüchtlingen

- Afghanistan - 2,5 Mio.
- Syrien - 2,4 Mio.
- Somalia - 1,1 Mio.
- Sudan - 649.300
- Demokratische Republik Kongo - 499.500
- Myanmar - 479.600
- Irak - 401.400

5

Die größten Aufnahmeländer von Flüchtlingen

- Pakistan - 1,6 Mio.
- Iran - 857.400
- Libanon - 856.500
- Jordanien - 641.900
- Türkei - 609.900

Länder mit den meisten Binnenvertriebenen

- Syrien - 6,5 Mio.
- Kolumbien - 5,3 Mio.
- Demokratische Republik Kongo - 2,9 Mio.
- Sudan - 1,8 Mio.
- Somalia - 1,1 Mio.
- Irak - 954.100

Der Doppel-Masterabschluss

Ihre Chance am Arbeitmarkt

Ab dem Wintersemester 2015/16 starten die Masterstudiengänge »Sportpsychologie« und »Rechtspsychologie« und ab Wintersemester 2016/17 »Gesundheitspsychologie«, die für spezifische Anwendungsfelder der Psychologie qualifizieren. Zusätzlich bieten sie den Absolventen des Masterstudiengangs Klinische Psychologie und Psychotherapie die Möglichkeit, in nur einem weiteren Jahr einen zweiten Masterabschluss zu erlangen.

TEXT Lisa Boubaris FOTOS Photocase

1

Das Masterstudienangebot der Psychologie an der MSH Medical School Hamburg ist so konzipiert, dass Absolventen der »Klinischen Psychologie und Psychotherapie« in nur einem zusätzlichen Jahr einen weiteren Masterabschluss erlangen können. Da alle Masterprogramme inhaltlich auf den beruflichen und berufsübergreifenden Handlungskompetenzen aufbauen, können diese Studieninhalte in einem darauf folgenden Master anerkannt werden. In zwei Semestern erlangen Sie die spezifischen Fachkompetenzen des gewählten weiteren Masterstudiengangs und stellen Ihre Kompetenzen in der abschließenden Masterarbeit unter Beweis. Zur Wahl stehen die Masterstudiengänge »Sportpsychologie (M. A.)«, »Gesundheitspsychologie (M. Sc.)« und »Rechtspsychologie (M. Sc.)«. Der Schwerpunkt im Masterstudiengang »Klinische Psychologie und Psychotherapie« liegt in der Kenntnis sowie der praktischen Anwendung psychologischer und psychotherapeutischer Interventionen bei psychischen Erkrankungen und Verhaltensstörungen bei verschiedenen Altersgruppen. Zusammen mit der Qualifikation des Bachelor of Science Psychologie der MSH (oder einem vergleichbaren B.Sc.-Abschluss in Psychologie) steht dieser Masterstudiengang für die Psychotherapeutenausbildung in einem der sozialrechtlich zugelassenen Richtlinienverfahren. Die Entscheidung für die Zulassung zur Psychotherapeutenausbildung treffen allein die Landesprüfungsämter der Länder. Weitere Informationen zu den neuen Masterstudiengängen an der MSH erhalten Sie auf den folgenden Seiten.

1 Sportpsychologie (M. A.)

Ziel des Masterstudiengangs ist die Vermittlung von Kenntnissen, Fertigkeiten und Erfahrungen, die nach dem erfolgreichen Abschluss für die Aufnahme einer beruflichen Tätigkeit im Bereich der Sportpsychologie qualifizieren. Somit steht sowohl die Befähigung zur selbstständigen wissenschaftlichen Tätigkeit im Zentrum des Studiums, als auch zur praktischen Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage in allen Feldern der Sportpsychologie, insbesondere im Bereich klinischer Behandlungsnotwendigkeiten. Um die Studierenden auf ihre späteren beruflichen Tätigkeiten optimal vorzubereiten, setzt der Masterstudiengang mehrere Schwerpunkte. Hierzu zählt zum einen der kurative Bereich klinisch relevanter Erkrankungen, die im Kontext des Leistungssports zum Vorschein kommen können. Hinzu kommen das damit eng verzahnte Feld der Prävention und Gesundheitsförderung sowie das mit dem Leistungssport eng verknüpfte Feld der Prävention und Rehabilitation bei Sportverletzungen.

Der Masterstudiengang hat aber nicht nur die psychische Gesundheit im Bereich des Leistungssports im Fokus, sondern vermittelt auch wichtige Kenntnisse und Kompetenzen für alle anderen Bereiche effektiven sportpsychologischen Handelns. So erwerben die Studierenden unter anderem vertiefte Kenntnisse und Fertigkeiten zur Sportwissenschaft, Sportmedizin und Leistungsdiagnostik. Sie beherrschen zudem die Instrumente zur Leistungsbeurteilung und kennen verschiedene sportpsychologische Trainings- und Interventionsverfahren in ihrer Wirkung auf den Leistungssportler. Darüber hinaus lernen sie die zentralen Konzepte der Führung und Veränderung von Einzelpersonen und Teams im Leistungssportbereich kennen. Im Wahlpflichtbereich können sich die Studierenden zwischen einer Vertiefung im Bereich »sportpsychologische Trainingssteuerung und mentales Training« oder »Teamführung und Teamentwicklung« entscheiden. Die überwiegende Mehrheit der Inhalte können auf die Qualifikation zum Sportpsychologen des Bundesinstitutes für Sportwissenschaften angerechnet werden.

2 Rechtspsychologie (M. A.)

Das Ziel des Masterstudiengangs ist es, die Studierenden in den Anwendungsfeldern der Rechtspsychologie zu qualifizieren. Sie stellt dabei den Oberbegriff einerseits für die Forensische Psychologie und andererseits für die Kriminalpsychologie dar. Besonderes Gewicht wird auf das Verständnis der interdisziplinären Zusammenarbeit mit anderen Berufsgruppen gelegt. In diesem Studium geht es zum einen um die wissenschaftliche Bearbeitung von Fragen der Entstehung, Aufrechterhaltung, Aufdeckung und Bestrafung sowie Prävention von delinquentem Verhalten. Zum anderen wurde eine spezialisierte Ausbildung für Rechtspsychologen geschaffen, die im Strafvollzug, Maßregelvollzug (Forensische Kliniken für Straftäter mit psychischen Störungen, Justizvollzugsanstalten), bei der Polizei, in Ambulanzen und Beratungsstellen für Straffällige oder Opfer oder in kriminologischen Forschungseinrichtungen tätig sein möchten. Des Weiteren werden die Studierenden theoretisch und

mit einem intensiven Praxisbezug in den Verfahren der psychologischen Begutachtung ausgebildet und mit der im rechtspsychologischen Kontext erforderlichen Diagnostik vertraut gemacht. Aufgrund der allgemeinen und spezifisch auf die Fragestellungen der Rechtspsychologie bezogenen Methodenkenntnisse sind sie im besonderen Maße für die Tätigkeit in forschungsbezogenen Einrichtungen qualifiziert. Grundsätzlich bietet der Masterstudiengang »Rechtspsychologie« ein spezialisiertes Angebot an theoretischen und praktischen Lehrinhalten. Damit werden berufliche und berufsübergreifende Handlungskompetenzen, spezifische Fachkenntnisse, übergreifende Managementgrundlagen und methodisch-wissenschaftliche Kompetenzen für das interdisziplinär orientierte Arbeitsfeld vermittelt.

3 Gesundheitspsychologie (M. A.)

Im Masterstudiengang »Gesundheitspsychologie« liegt der Schwerpunkt nicht im kurativen Bereich, sondern in dem vorgelagerten Feld der Prävention und Gesundheitsförderung. Zudem hat der Masterstudiengang nicht nur die psychische Gesundheit zum Gegenstand, sondern soll auch im Bereich der somatischen Erkrankungen einschließlich der Problematik der psychischen Komorbiditäten bei somatischen Erkrankungen im Bereich der Prävention wichtige Kenntnisse und Handlungskompetenzen vermitteln. Ziel des Masterstudiengangs ist die Befähigung zu selbstständiger wissenschaftlicher Tätigkeit sowie praktischer Arbeit auf wissenschaftlicher Grundlage in allen Themenbereichen der Gesundheitspsychologie. Die Stärkung präventiver Bemühungen wird in naher Zukunft zu einer zentralen gesundheitspolitischen Herausforderung und eröffnet professionellen Akteuren neue Tätigkeitsspielräume.

Grundsätzlich bietet dieser Masterstudiengang ein spezialisiertes Angebot an theoretischen und praktischen Lehrinhalten. Die Studierenden erhalten vertiefte Kenntnisse über Problemstellungen, Modelle und Methoden gesundheitspsychologischer Diagnostik und lernen, diese wissenschaftlich zu planen, durchzuführen und auszuwerten. Ebenso werden die Interventionsansätze der Gesundheitspsychologie detailliert behandelt und die Studierenden somit befähigt, theorie- und evidenzbasierte Interventionen zur Prävention und Gesundheitsförderung zu konzipieren, auszuführen und die erworbenen Kenntnisse auf neue Problemstellungen anzuwenden. Sie erwerben Wissen zu den Gesundheitsrisiken und -ressourcen in verschiedenen Lebensphasen und welche biopsychosozialen Faktoren bei der Veränderung von Risikoverhaltensweisen sowie der Förderung von Gesundheitsverhalten zu berücksichtigen sind.

Kennen Sie schon …

… das Department Frühförderung an der MSH Medical School Hamburg? Drei Fragen an den Departmentleiter Prof. Dr. Manfred Pretis.

GESPRÄCH Lisa Boubaris FOTOS Fotolia, privat

Was ist das Department Frühförderung und welche Ziele verfolgt es?
Das Department für Transdisziplinäre Frühförderung widmet sich auf wissenschaftlicher Basis Förder- und Unterstützungsprozessen für Familien behinderter oder von Behinderung bedrohter Kleinkinder. Dabei geht es darum, in Zusammenarbeit (d. h. transdisziplinär) mit anderen Berufsgruppen, wie z. B. aus Medizin, Logopädie, Physiotherapie, Ergotherapie, Psychologie oder sozialer Arbeit, die Entwicklungsbedingungen vulnerabler Kinder bestmöglich zu fördern. Des Weiteren verfolgt das Department eine stark internationale Perspektive, was sich in der Teilnahme an diversen Europäischen Projekten (wie z. B. www.icf-training.eu, www.games4competence.eu), der Möglichkeit, Praktika im Ausland zu machen und der Einbindung international renommierter Vortragender, widerspiegelt.

Besteht die Möglichkeit, dieses Studium mit Familie und / oder Beruf zu vereinbaren?
Eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf hängt natürlich von den individuellen Lebensumständen der Studierenden ab: viele Studierende der Transdisziplinären Frühförderung arbeiten neben ihrem Studium bereits in praxisrelevanten Feldern der Kinderbetreuung oder Familienunterstützung, einige waren daneben voll berufstätig (z. B. als Tagesmutter).

Wo können Absolventen des Bachelorstudiengangs Transdisziplinäre Frühförderung nach dem Studium arbeiten?
Empirisch zeigt sich, dass die Absolventen der beiden abgeschlossenen Studiengänge beinahe zur Gänze, sofern sie nicht ein Masterstudium anschlossen, sofort nach ihrem Abschluss im Praxisfeld Arbeit fanden. Dies betrifft Tätigkeiten in Frühförderstellen (ungefähr 1 200 im Bundesgebiet), in Sozialpädiatrischen Zentren (ungefähr 120 im Bundesgebiet) oder in integrativen KITAS. Gerade die Praxisorientierung von Beginn des Studiums, in enger Kooperation mit Institutionen im Berufsfeld, erweist sich hier als sehr förderlicher arbeitsmarktrelevanter Faktor. Im Department, auch im Sinne der Anschlussfähigkeit, sind zur Zeit im Genehmigungs- und Akkreditierungsverfahren der Bachelorstudiengang Soziale Arbeit und der Masterstudiengang Soziale Arbeit, an der MSH geplant.

Weitere Informationen

Prof. Dr. Manfred Pretis
manfred.pretis@medicalschool-hamburg.de

Prof. Dr. Liane Simon
liane.simon@medicalschool-hamburg.de

Bettina Voigt, M. A.
bettina.voigt@medicalschool-hamburg.de

Im Museum Kunst erleben

Ein Bedürfnis, welches bei einem Leben mit Demenz nicht verloren geht. Künstlerisch kulturelle Teilhabe Menschen mit Demenz zu ermöglichen ist Ziel einer Studie der MSH. Sie untersucht die Barrieren und wie sie aufgelöst werden können.

TEXT Michael Ganß FOTOS Michael Hagedorn | Sybille Kastner

Da bin ich nicht ihrer Meinung. Jemand der Tod ist, wölbt seinen Bauch nicht so.« Mit lang ausgestrecktem Arm deutet Herr Müller auf die Wölbung, die unter einem weißen Leinentuch gut sichtbar ist. »Tote werden in einer anderen Form dargestellt. Für mich ist das eine lebendige Skulptur, allerdings ohne Kopf. Eine, die stilisiert dargestellt ist.« Stille stellt sich ein. Alle Gruppenteilnehmer schauen intensiv die Skulptur an. Frau Flechtner wiegt leicht den Kopf nach rechts, dann nach links. Langsam überlegend sagt sie, »Auf mich wirkt es, wie Jesus am Kreuz. Aber warum er unter einem Leinentuch verbogen ist, verstehe ich nicht.« Die Kunstvermittlerin bestätigt: »das kann ich auch darin sehen.« »Das ist ein weiblicher Körper!«, platzt es aus Herrn Schmidt heraus. »Die Rundungen unter dem Tuch sehen eindeutig weiblich aus. Das ist ein Frauenkörper, der von einem Tuch umhüllt ist. Ein männlicher Körper sieht ganz anders aus.« Es entwickelt sich ein lebhaftes Gespräch darüber, woran ein weiblicher oder ein männlicher Körper zuerkennen sei, letztendlich bleibt die Frage offen. Als alle wieder still das Werk betrachten fragt die Kunstvermittlerin in die Gruppe: »Merkwürdig ist doch, dass die Skulptur nicht einfach an der Wand hängt, sondern in einem Kasten. Was könnte das für eine Bedeutung haben?« Herr Schmidt äußert sich vorsichtig und leise: »Wenn der Kasten nicht senkrecht an der Wand befestigt, sondern auf dem Boden stehen würde, sähe es aus wie ein Sarg« und sogleich folgt die Gruppe der neuen Spur in der Auseinandersetzung mit dem Werk »Idolfigur« von Jürgen Brodwolf. Die geschilderte Situation ereignete sich bei einer Museumsführung für Menschen mit Demenz im Lehmbruck Museum in Duisburg im Rahmen des Forschungsprojektes: »Entwicklung eines Modells zur gesellschaftlichen Teilhabe für Menschen mit Demenz im Museumsraum«, das von der MSH in Kooperation mit dem Lehmbruck Museum Duisburg und der Demenz Support Stuttgart in dem Zeitraum Oktober 2012 bis September 2015 durchgeführt wird. Prof. Peter Sinapius ist Leiter des Studienvorhabens. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter sind Sybille Kastner und Michael Ganß.

Grundlegende Ideen zur Studie

Unsere Studie soll dazu beitragen, die spezifischen Potentiale der Kunstrezeption im Museum für Menschen mit Demenz zu erforschen und fruchtbar zu machen. Dabei geht es um die Frage, wie das Kunstmuseum als Raum kultureller Teilhabe und sozialer Kommunikation Menschen mit Demenz individuelle und kollektive Erfahrungen ermöglichen kann. Erfahrungen, die an ihren spezifischen Potentialen anknüpfen. Ziel des Vorhabens ist, die Teilhabe von Menschen mit Demenz im gesellschaftlichen Leben zu erhalten und zur Verbesserung ihrer Lebensqualität, Handlungskompetenz und sozialen Integration, und damit zur Vermeidung drohender Isolation und Vereinsamung, beizutragen. Wie kann es gelingen, Menschen mit Demenz im Museum Erfahrungen, wie auch ein Erleben an Kunstwerken zu ermöglichen und welche Faktoren tragen dazu bei, Menschen mit Demenz in der Rezeption von Kunstwerken einen Raum

zu eröffnen, der sowohl eine Auseinandersetzung mit den Kunstwerken, als auch mit der eigenen Person oder mit gesellschaftlichen Fragestellungen ermöglicht, wenn eine kognitive geprägte rezeptive Auseinandersetzung mit Kunst nur eingeschränkt oder gar nicht mehr möglich ist?

Obgleich in der Kunstvermittlung in den letzten Jahren eine Reihe von unterschiedlichen Vermittlungsformaten entwickelt wurden, sind viele Museumsführungen für Erwachsene immer noch sehr stark von Wissensinhalten zur Kunst geprägt. In solchen Führungen wird oft über die Kunstwerke gesprochen und den Teilnehmern der Führung werden kunsthistorische Zusammenhänge zu den einzelnen Werken vermittelt, um hierüber einen verstehenden Zugang zum Werk zu ermöglichen. Dieser Ansatz der Kunstvermittlung ist stark bildungsorientiert und hat zum Ziel, dass der Museumsbesucher mit einem Mehr an Wissen das Museum verlässt.

Menschen, die mit Demenz leben, sind mit einer Beeinträchtigung ihrer kognitiven Leistungsfähigkeit konfrontiert. Ihre Einschränkung besteht darin, kognitive Anforderungen nur noch bedingt, bis fast gar nicht mehr erfüllen zu können. Daher stellen kognitive Anforderungen für Menschen mit Demenz Barrieren dar, die aus der demenzbedingten kognitiven Einschränkung eine Behinderung machen. Somit führen Teilhabeangebote, die eine kognitive und wissensgeleitete Auseinandersetzung erfordern, zu einer Behinderung der Teilhabe. Findet im Museum die Auseinandersetzung mit Kunst über einen bildungsorientierten Ansatz statt, der das Wissen über das Werk und seine kunsthistorische Einordnung, sowie einem rationalen Zugang in den Mittelpunkt stellt, sind Menschen mit Demenz behindert an solchen Führungen zu partizipieren. Dies führt in der Regel dazu, dass Menschen mit Demenz nicht mehr an Führungen im Museum teilnehmen, und sie, wie auch ihre Angehörigen, von der kulturellen Teilhabe exkludiert werden. Steht die Förderung der gesellschaftlichen und kulturellen Teilhabe für Menschen mit Demenz im Mittelpunkt, gilt es die Barrieren zu vermindern. In der Studie wurde daher zunächst nach den bestehenden Barrieren in der Kunstvermittlung gesucht und Aspekte ermittelt, die dazu beitragen, diese Barrieren zu reduzieren bzw. sie aufzulösen. In der Entwicklung der Studie musste nicht bei Null anfangen werden, sondern es konnte auf bereits bestehenden Erfahrungen aufgebaut werden. Bereits 2007 entwickelten Sybille Kastner und Friederike Winkler im Lehmbruck Museum ein Führungskonzept für Besucher mit Demenz. Bis zur Aufnahme der Studie »Entwicklung eines Modells zur gesellschaftlichen Teilhabe von Mensch mit Demenz im Museumsraum« im September 2012, waren im Lehmbruck Museum Duisburg bereits 80 Führungen für Menschen mit Demenz erfolgreich durchgeführt worden. Im Verlauf dieser 80 Führungen war das anfängliche Konzept anhand der Praxiserfahrungen weiterentwickelt worden und wurde über Schulungen an andere Museen in Deutschland übertragen. Die Reflexion der eigenen Erfahrungen, wie auch der Austausch mit den weiteren Museen die entsprechende Angebote durchführen, bildete eine aus der Praxis gewonnene, fundierte Basis. Diese bildete die Grundlage für die von der MSH durchgeführten Studie.

Eine Frage vorweg

Vereinzelt wird in der Literatur davon gesprochen, dass die visuelle Wahrnehmung sich im Verlauf der Demenz verändern könnte. Dies wird damit begründet, dass beim Vorliegen einer Alzheimer Demenz im Augenwasser die für die Demenz verantwortlich gemachten Plaques vorhanden sind und bereits im Auge erste visuelle Verarbeitungsprozesse stattfinden. Jedoch gibt es keine spezifische Beschreibung der möglichen Veränderungen der visuellen Wahrnehmung bei einer Alzheimer-Demenz. Eine veränderte visuelle Wahrnehmung würde Einfluss auf die Rezeption von Kunstwerken nehmen, müsste also in der Kunstvermittlung berücksichtigt werden. Auch wenn diese Frage nicht im Mittelpunkt der Studie stand, wurde ihr zu Beginn nachgegangen. Dabei ging es uns nur um ausgeprägte Wahrnehmungsveränderungen in der Rezeption von Kunstwerken und nicht um eine detaillierte Beantwortung der Frage, ob es zu Veränderungen der visuellen Wahrnehmung bei Alzheimer-Demenz oder anderen Demenzformen kommt. Um dies zu ermitteln haben wir fünfzehn Senioren die nicht von Demenz betroffen sind und zwölf Senioren mit Demenz ins Museum eingeladen und sie gebeten, jeweils vier Kunstwerke zu beschreiben. Es handelte sich um zwei Gemälde und zwei Plastiken, davon war jeweils ein Werk abstrakt, das andere figurativ. In den ersten drei Monaten 2013 fanden hierüber eine Reihe von intensiven Begegnungen mit Seniorinnen und Senioren statt, in denen die Kunstwerke ernsthaft beschrieben wurden. Das Betrachten und Beschreiben der Werke führte immer wieder auch zu humorvollen Momenten, in denen die Probanden viel miteinander gelacht haben. Die Werke regten die Menschen auch dazu an, aus ihrem Leben zu erzählen. Sie stellten biografische Bezüge zwischen sich und den Werken her. Dies führte zu intensiven Begegnungen zwischen der wissenschaftlichen Mitarbeiterin und den Senioren. Der Vergleich der Bildbeschreibungen zeigte keine deutliche Abweichung zwischen den Senioren mit Demenz und den nicht von Demenz Betroffenen. Die Teilnehmer mit Demenz wiesen lediglich vermehrt Benennungsprobleme auf, da in der Demenz oft die Wortfindung beeinträchtigt ist.

Erfahrungen sammeln

Wir führten lange Gespräche mit den erfahrenen Kunstvermittlerinnen des Lehmbruck Museums und luden die Kolleginnen anderer Museen ein, die von Sybille Kastner und Friederike Winkler in den Jahren vor der Studie geschult wurden und in ihren Museen das Konzept umgesetzt oder weiterentwickelt hatten. In den Gesprächen und Austauschtreffen, trugen wir Erfahrungen, die mutmaßliche Kriterien des Gelingens, wie auch die Hürden, Schwierigkeiten und Herausforderungen der Kunstvermittler zusammen. Es ging dabei sowohl um den Vermittlungsprozess selbst, als auch um die Auswahl der Kunstwerke. In vielen Bereichen stimmten die Erfah-

rungen und Einschätzungen der überein, jedoch gab es auch eine Reihe von Aspekten die different waren.

Im Lehmbruck Museum Duisburg

Dem Wunsch des Kooperationspartners Lehmbruck Museum Duisburg folgend, gingen wir anschließend trotz der vorhandenen Basis an Praxiswissen mit einer großen Offenheit in den nächsten Abschnitt der Studie. Im Fokus der Hauptuntersuchung stand das Generieren von Kriterien und Parametern, die Menschen mit Demenz einen sinnesorientierten Zugang zur Kunst ermöglichen. Die in der Praxis gewonnenen Erfahrungen bildeten im Rahmen der Studie die Grundlage für die ersten Führungen für Menschen mit Demenz. Das Studiendesign ist prozessual zirkulär ausgelegt. Die Führungen wurden von zwei Beobachtern begleitet und der Verlauf mittels Videografie dokumentiert. Zudem wurden direkt im Anschluss an die Führung eine Gruppendiskussion mit den Besuchern mit Demenz und ein leitfadengestütztes Interviews mit der durchführenden Kunstvermittlerin geführt. Am Tag nach der Führung wurden alle Teilnehmer der Führung in ihrer Häuslichkeit besucht, um mit ihnen ein längeres narratives Interview führen zu können.

Die Führung (die gewonnenen Daten) wurden anschließend ausgewertet. Die daraus gewonnenen Erkenntnisse flossen zum großen Teil in die nächste Führung ein oder veranlassten uns in Sinne einer Kontrastierung, einen Teil der Führung entsprechend zu verändern. Dieses Vorgehen wiederholte sich in jeder Führung. Im Verlauf der Studie haben wir so neue Erkenntnisse zur Kunstvermittlung für Menschen mit Demenz gewonnen und die Museumsführungen, beziehungsweise die Kunstvermittlung für diese Zielgruppe kontinuierlich weiterentwickelt. Zugleich konnten durch dieses Vorgehen, die jeweiligen Erkenntnisse direkt evaluiert werden. Insgesamt führten wir im Rahmen der Studie dreizehn Museumsführungen durch. Ich lade Sie ein, an einer Museumsführung der Studie teilzunehmen – erleben Sie das Besondere daran! Die Besucher werden freundlich an der vorbereiteten Kaffeetafel empfangen. So können sie erst einmal im Museum ankommen, stellen doch der Weg und die Ortsveränderung für Menschen mit Demenz oft schon eine Herausforderung dar. Die Besucher mit Demenz und ihre Begleiter setzen sich an den Tisch im Café des Museums, Herr Jürgens will seinen Mantel nicht ausziehen. »Den brauche ich noch.«, sagt er. Kurz danach sitzt er freudestrahlend im dicken Mantel im Kreis der anderen und entdeckt sofort ein Gemälde: »Die hat aber einen langen Hals.« Die Kunstvermittlerin wendet sich ihm zu. Sie sprechen einen Moment über das Bild und trinken dabei zusammen einen Kaffee. Dabei schreibt die Kunstvermittlerin ein Namensschild für Herrn Jürgens, damit sie ihn im Verlauf der Führung direkt mit seinem Namen ansprechen kann. Das macht sie für jeden in der Gruppe und hat hierüber mit jedem schon einmal einen ersten persönlichen Kontakt. Er bildet die Grundlage, auf der sie und die Besucher sich langsam annähern können. Während des Kaffeetrinkens erzählt die Kunstvermittlerin eine kurze Geschichte aus dem Leben von Wilhelm Lehmbruck, dem Namensgeber des Museums. In den für die anschließende Führung ausgewählten Werken, wird es auf unterschiedlichen Ebenen um Musik gehen. Die Kunstvermittlerin nutzt die Kaffeerunde, um die Teilnehmenden für diesen Aspekt zu sensibilisieren. Sie fordert die Besucher auf, den Gegenständen der Kaffeetafel – Tassen, Teller, Gläser, Flaschen – Töne zu entlocken. Schnell entsteht eine Atmosphäre der Neugierde und ein forschendes Ausprobieren, ein guter Einstieg um anschließend das erste Werk zu entdecken. Obgleich der Weg dorthin nicht weit ist und alle Besucher in Museen sich eigentlich eher langsam bewegen, nimmt der kurze Weg doch ungewöhnlich viel Zeit in Anspruch. Am Kunstwerk angekommen setzen sich die Besucher auf die bereitstehenden Sitzgelegenheiten. Was sind schon drei Minuten? Neben dem Kunstwerk stehend, Menschen beim Hinsetzen zusehend, wirken sie wie eine Ewigkeit. Die Gedanken der Kunstvermittlerin sind bei dem, was sie noch alles zeigen will. Endlich sitzen alle, wirken gelassen, nichts deutet auf Ungeduld hin. Die Kunstvermittlerin geht zu jedem und schaut, ob er das Werk gut sehen kann. Frau Müller hat sich obgleich die Hocker

im Halbkreis standen, in die zweite Reihe gesetzt. Die Kunstvermittlerin bittet sie, noch einmal aufzustehen, sucht mit ihr einen Platz im Kreis der anderen, von dem aus sie besser sehen kann. Die Kunstvermittlerin stellt sich wieder neben das Kunstwerk und regt nun die Besucher an, das Werk in Ruhe zu betrachten. Nach einer Weile fragt die Kunstvermittlerin, »Können sie etwas ungewöhnliches im Werk sehen?« Eine Pause stellt sich ein, niemand sagt etwas, sie wiederholt die Eingangsfrage. Pause. Der Kunstvermittlerin ist ihre Anstrengung sich zurückzunehmen, um nichts weiter zu sagen, anzusehen. Gerade will sie es noch einmal versuchen, da antwortet eine Besucherin in einem kompliziert gewundenen Satz. Wieder stellt sich eine Pause ein, dann ergänzt ein Herr, wie er es sieht. Stilles ruhiges Betrachten. Alle Besucher schauen zum Kunstwerk, wirken konzentriert, aber niemand sagt etwas. Die Kunstvermittlerin deutet auf ein Detail im Werk. Schweigend schauen alle weiter zum Werk, betrachten das Detail, kein Besucher sagt etwas. Eine weitere Frage der Kunstvermittlerin gebiert eine kurze Antwort. Pause. Nach einer Weile fragt die Kunstvermittlerin, »Wenn das Kunstwerk Geräusche machen würde, wie würde es klingen?« Fast scheint es als verklinge die Frage im Nichts. Ein Herr beginnt zunächst vorsichtig, dann immer sicherer werdend zu erzählen, was er für Klänge im gemalten Werk hört. Dadurch angeregt führt eine andere Dame dynamisch und mit ausgeprägter Körpersprache, seine Gedanken fort und schildert wie es für sie klingt. In der Gruppe entwickelt sich ein von der Kunstvermittlerin moderiertes Gespräch, an dem sich alle beteiligen. Als das Gespräch endet, schauen alle wieder still und konzentriert zum Werk. Nichts treibt sie weiter, so scheint es. Die Kunstvermittlerin fordert die Gruppe auf, mit ihr zum nächsten Werk zu gehen. Nach gut einer Stunde und nach dem Betrachten von drei weiteren Kunstwerken, setzt sich die Kunstvermittlerin mit den Besuchern zusammen. Gemeinsam erzählen sie sich von ihrem Erleben während der Führung. Herr Jürgens hat dabei immer noch seinen Mantel an. Die anderen Jacken und Mäntel werden von einem Assistenten geholt, damit die Besucher nicht noch einmal zum Café zurückgehen müssen. Nach ein paar Minuten verabschiedet sich die Kunstvermittlerin und die Besuchergruppe geht langsam schlendernd aus dem Museum.

Im Vergleich zu der Führungssituation, die am Anfang dieses Beitrags aufgeführt ist, wird deutlich sichtbar wie unterschiedlich Führungen für Menschen mit Demenz verlaufen können. Eine große Bandbreite ergibt sich weil der Verlauf, und damit die Auswirkungen einer Demenz, auf das Individuum so unterschiedlich sind. Unterschiedliche Formen von Demenz bringen unterschiedliche Veränderungsprozesse mit sich, mit denen die Kunstvermittler situativ umgehen müssen. Es gibt nicht »den« Besucher mit Demenz. Geht es um Teilhabe, muss sich die Kunstvermittlung auf Menschen in unterschiedlichen Verlaufsstadien der Demenz einstellen. Ungeachtet der Unterschiedlichkeit der Besucher mit Demenz im Kunstmuseum konnten allgemeine Kriterien herauskristallisiert werden, die zu einer Reduzierung von Barrieren für die Auseinandersetzung mit Kunstwerken im Museum führen. Neben Vermittlungsmethoden die sinnesorientierte Zugänge zur Kunst ermöglichen, geht es vor allem um Langsamkeit und um den Umgang mit einer veränderten Sprache und Kommunikation. Eine besondere Herausforderung für die Kunstvermittler stellt die Kunst der Improvisation während der Führung dar.

Vermittlung vermitteln

Neben dem Gewinnen von Erkenntnissen, ist es ein Ziel der Studie, diese in die Praxis der Kunstvermittlung wieder einzubringen. Ferner sollen die gewonnenen Erkenntnisse hinsichtlich ihrer allgemeinen Gültigkeit evaluiert werden. Aus den Erkenntnissen zur beruflichen Weiterbildungen ist bekannt, dass es nicht ausreicht, Kenntnisse und Wissen lediglich darzustellen, da sie dann so gut wie keinen Eingang in die berufliche Praxis finden. Es galt also ein Schulungskonzept zu entwickeln, das den Kunstvermittlern ermöglicht, sich durch eigene Erfahrungen mit den zu vermittelnden Parametern und Aspekten, für Führungen für Menschen mit Demenz, auseinanderzusetzen. Es sollte sie über das eigene Erleben und die Reflexion in die Lage versetzen, Impulse in die eigene Vermittlungspraxis zu übertragen und an die Bedingungen des jeweiligen Museums anzupassen. Das von uns entwickelte Schulungskonzept, haben wir in Workshops an elf unterschiedlichen Kunstmuseen in Deutschland umgesetzt. Die teilnehmenden Kunstvermittler waren in den Forschungsprozess eingebunden, indem sie in Form einer Gruppendiskussion am Ende eines jeden Workshops, das Schulungskonzept miteinander diskutierten. Hierbei ging es uns vor allem darum, welche Inhalte und Formen der Schulung für sie besonders hilfreich für eine anschließende Umsetzung waren und welche sinnvoll an ihre bestehende Qualifikation als Kunstvermittler anknüpften.

Die nächsten Schritte

Im nächsten Schritt (ab Januar 2015) werden wir die Kunstvermittler der an der Studie beteiligten Museen, bei der Umsetzung von Führungen für Menschen mit Demenz begleiten. Diese Führungen werden videografiert und ausgewertet. Hierüber können wir die im Lehmbruck Museum gewonnenen Erkenntnisse für Führungen für Menschen mit Demenz hinsichtlich ihrer Übertragbarkeit auf andere Museen evaluieren. Zudem werden wir anhand der Videoaufzeichnung mit den Kunstvermittlern noch einmal in eine vertiefende Reflexionsphase gehen um die individuelle Adaption der Parameter und Aspekte an die eigene Vermittlungspraxis weiterzuentwickeln. Die Videoaufzeichnungen der jeweiligen Führung ermöglichen den Kunstvermittlern in einer Art Außenperspektive auf ihr eigenes Handeln im Verlauf der Führung zu schauen und zu reflektieren. Die Videoaufzeichnung stellt dabei für den gemeinsamen Arbeitsprozess ein Mittel dar, auf das gemeinsam Bezug genommen werden kann. Dadurch ist es möglich an konkreten Situationen der einzelnen Führungen zu Arbeiten. Der Studienabschluss erfolgt im September 2015 mit einer Tagung zur Kunstvermittlung für Menschen mit Demenz, in Hamburg an der MSH.

»An der MSH wird gerade im Masterstudium viel Wert auf Praxisorientierung gelegt – viele unserer Professoren arbeiten weiterhin als Psychotherapeuten und Ärzte. Dadurch haben wir regelmäßig Einblicke in Fallarbeiten.«

Franz Schneider | Klinische Psychologie und Psychotherapie (Master)

Studium einmal anders: Studierende im Kletterwald

Beruflich und privat sind wir oftmals Teil eines Teams und haben es mit den einzelnen Phasen der Bildung, Rollenverteilungen, Kommunikationsstilen oder auch Konflikten zu tun. Eine Vielzahl an Literatur gibt Tipps zum Thema, aber wie FÜHLT es sich eigentlich an, das gute Team?

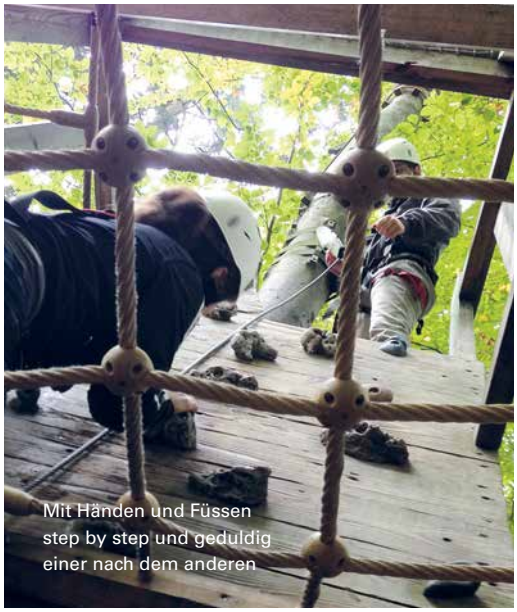
TEXT & FOTOS Anja Timm

Jeder für sich, aber keiner alleine – gemeinsam ging es dann doch ganz einfach

Teamarbeit und Interdisziplinarität in der Gesundheitsversorgung: So lautet eine Modulbezeichnung im Bachelorstudiengang Medical Controlling and Management. Elf Studierende der Kohorten 12 und 13 wollten diesem spannenden Thema jedoch nicht nur theoriegeleitet, sondern auch ganz praktisch auf den Grund gehen. So wurde gemeinsam mit Prof. Dr. Harald Karutz eine erlebnispädagogische Exkursion in den Hamburger Kletterwald geplant.

Mit ganz unterschiedlichen Vorerfahrungen, Erwartungen, Bedenken und Ängsten starteten die beiden Gruppen nach der obligatorischen Sicherheitseinweisung in ihre Parcours durch die Bäume. Schrittweise ging es bis auf 10 Meter Höhe, wobei der Schwierigkeitsgrad von Runde zu Runde zunahm. Während die Klettererfahrenen und Unerschrockenen locker und fröhlich über die Seile spazierten, kamen andere im Verlauf dieser Exkursion an individuell ganz unterschiedliche Grenzen. Hier und da führte die Höhe bei einigen zu spontanen Schweißausbrüchen, andere Studierende kämpften mit schwindenden Kräften oder Koordinationsproblemen. Völlig selbstverständlich kamen stets andere zu Hilfe und motivierten

Auf den letzten und schwierigsten Parcours trauten sich nur noch die Unerschrockenen



Mit Händen und Füssen step by step und geduldig einer nach dem anderen

zum nächsten Schritt oder gaben Tipps, um die Herausforderungen von schwingenden Netzen und Seilen, wippenden Balken oder fliegenden Schlitten zu meistern. Oft genügte für ein Gefühl von Sicherheit auch nur der Blickkontakt zu einer bekannten Person auf der ersehnten sicheren Plattform voraus. Runter ging es per »Flying Fox«, frei schwebend an einer Seilbahn – und spätestens, wenn die Füße den Boden wieder spürten, sah man Blässe in den Gesichtern vor Lachen und Erleichterung weichen. Wir hatten einige Stunden zusammen viel Spaß und nehmen die wertvolle Erfahrung mit, dass das Bewältigen selbst größerer Herausforderungen im Team für jeden möglich wird.

Neu im MSH-Team

Die MSH konnte im vergangenen Wintersemester nicht nur viele neue Studierende begrüßen, sondern auch einige neue Professoren, Dozenten und Mitarbeiter. Wir stellen Sie Ihnen vor.

PROFESSOREN UND DOZENTEN

Prof. Dr. phil. Christina Knels

Professur für Neurowissenschaften und Neurolinguistik

Christina Knels studierte Klinische Linguistik (Magister Artium) an der Universität Bielefeld. Danach war sie einige Jahre als Sprachtherapeutin an einer geriatrischen Rehaklinik tätig (Schwerpunkt: neurologisch bedingte Sprach-, Sprech- und Schluckstörungen). Danach begann sie an der Ludwig-Maximilians-Universität München ein Promotionsstudium, dass sie 2008 mit dem Prädikat »magna cum laude« abschloss. Im Anschluss an ihre Promotion arbeitete sie in München als Dozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Projekt zum Sprachabbau bei Demenz. 2011 begann sie eine Stelle als Hochschuldozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Hochschule Fresenius in Hamburg. Neben ihren Dozententätigkeiten war sie in Teilzeit auch immer wieder als Sprachtherapeutin in Kliniken und logopädischen Praxen tätig. Seit Januar bekleidet sie die Professur für Neurowissenschaften und Neurolinguistik im Department Therapiewissenschaften.

Muriel Stein, Dipl.-Psychologin

Lehrbeauftragte für besondere Aufgaben

Sie gab Einführungsseminare in qualitativer Sozialforschung, organisierte und führte Zwischenprüfungen durch und übernahm die Studienberatung. Nach der Geburt ihrer Tochter, ging Frau Stein in die Lehre an Gymnasium und Realschule. Neben dem Unterrichten, organisierte Frau Stein Kraftquellentage für das Kollegium, leitete und begleitete die Schüleraustausche mit Frankreich, bildete sie Streitschlichter aus und implantierte DELF-Kurse. Diverse Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen u. a. in: Kooperativen Lernmethoden, Institutsberatung und Teamsupervision am Institut für angewandte Psychoanalyse Düsseldorf, Projekt- und Prozessmanagement am Institut für Marketing und Managemententwicklung IMM Centour in Köln.

Prof. Sandra Freygarten

Vertretungsprofessorin für Kunst in Veränderungsprozessen

Prof. Sandra Freygarten studierte Malerei an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft, ist ausgebildete Psychodramaleiterin und Coach. Sie begleitet als Kunstcoach verschiedene Organisationen und Unternehmen in Veränderungsprozessen mit künstlerischen Methoden. Seit 2012 ist sie Professorin für Kunsttransfer im Institut für philosophische und ästhetische Bildung der Alanus Hochschule. Dort, und in unterschiedlichen Institutionen, arbeitet sie an der Schnittstelle zwischen Kunst, Wissenschaft und Gesellschaft. Ihre Schwerpunkte sind die Entwicklung von künstlerischen Methoden zur Kompetenzentwicklung Studierender kunstferner Fächer, das Erforschen künstlerische Prozesse, der Transfer auf außerkünstlerische Felder und die Ausbildung künstlerischer Prozessbegleiter, die in verschiedensten sozialen und gesellschaftlichen Bereichen tätig werden möchten. Die Idee, künstlerisches Handeln auf Bildungsprozesse, Arbeitskontexte und soziale Prozesse zu übertragen, konnte sie in dem Forschungsprojekt »Dienstleistung als Kunst« und in dem Buch »Kunst als Handeln – Handeln als Kunst« fundieren. Seit Oktober ist sie Vertretungsprofessorin im Department Kunst, Gesellschaft und Gesundheit. Ihre Aufgaben liegen im Bachelor Expressive Arts in Social Transformation (EAST) und im Master für Coaching und Systementwicklung.

Norman Knabe

Lehrbeauftragter für besondere Aufgaben

Norman Knabe lehrt im Bereich Statistik und Forschungsmethoden. Er studierte Soziologie und Anglistik (M.A.) mit den Schwerpunkten Sozialstrukturanalyse, Bildung, Demographie bzw. allgemeine Sprachwissenschaft und Psycholinguistik. Nach dem Studium war er drei Jahre in Forschung und Lehre an der Professur für empirische Sozialforschung und Statistik der Helmut-Schmidt-Universität tätig und als Dozent an der Macromedia (ebenfalls für Statistik und computergestützte Datenanalyse. Seit Oktober 2014 arbeitet er an der MSH.

Dr. Niklas Rolf

Lehrbeauftragter für besondere Aufgaben

Niklas Rolf studierte Politikwissenschaft und Volkswirtschaftslehre an der RWTH

Aachen und Internationale Beziehungen an der University of London. Nach seiner Promotion war er als Lehrbeauftragter an mehreren Hochschulen tätig (University of London im Lehrgebiet International Relations, Hochschule Rheim-Waal im Lehrgebiet Internationale Beziehungen und Fern-Universität in Hagen im Lehrgebiet Internationale Politik).

PSYCHOTHERAPEUTISCHE HOCHSCHULAMBULANZ

Thomas Grabenkamp, Dipl.-Volkswirt

Kaufmännischer Leiter der Hochschulambulanz, des Zentrums für Klinisch-Psychologische Forschung und Familienforschung und des HIP Hafencity Instituts für Psychotherapie

Thomas Grabenkamp absolvierte sein Studium der Volkswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Sozialpolitik an der Universität Hamburg (FB WiWi) und war im Anschluss daran im Bereich der Hamburger Gesundheitshandwerke für die Beziehungen zu den Krankenkassen und Kostenträgern sowie die Betriebsberatung und den Aufbau und Betrieb von Ausbildungswerkstätten zuständig. Die letzten zehn Jahre bekleidete er die Funktion des Geschäftsführers der Psychotherapeutenkammer Hamburg. Seit Oktober ist er für die kaufmännische Seite der Hochschulambulanz und des Forschungszentrums zuständig und begleitet den Aufbau des Hafencity Instituts für Psychotherapie, an dem ab dem Sommersemester 2015 die Ausbildung zum Psychologischen Psychotherapeuten angeboten wird. Vorerst mit dem Schwerpunkt »Verhaltenstherapie« und ab 2016 auch mit dem Schwerpunkt »Tiefenpsychologisch-fundiert«.

Bettina Nock, Dipl.-Psychologin

Psychologische Psychotherapeutin (VT)

Studium der Psychologie, Ethnologie und Medizinsoziologie an der Universität Hamburg. Langjährige Lehrbeauftragte an der Universität Hamburg in den Fächern Psychologie und Ethnologie. Nach mehrjähriger Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Dozentin am Institut für Ethnologie Hamburg, Feldforschungsaufenthalten in Europa und Übersee, und beruflichen Erfahrungen in der gemeindenahen und Akutpsychiatrie erfolgte die Ausbildung zur Psychologischen Psychotherapeutin (Verhaltenstherapie, IFT Kiel) mit Approbation und Niederlassung in eigener Praxis mit den Schwerpunkten Essstörungen, chronischer Schmerz, Lern-/Leistungsstörungen, Traumatherapie. Frau Nock ist auf die Arbeit mit Migranten spezialisiert und hat schon früh Konzepte zur Psychotherapie mit dieser Patientengruppe und zur interkulturellen Kommunikation entwickelt. In den vergangenen sechs Jahren war sie zudem Mitglied im Vorstand der Psychotherapeutenkammer Hamburg: sie baute das Beschwerdemanagement der noch jungen Kammer und den Arbeitskreis Psychotherapie und Migration auf und war neben der Durchführung von Info-Veranstaltungen für Kammermitglieder vorwiegend für die Bereiche Berufsrecht und Beschwerdebearbeitung zuständig. Bettina Nock bereichert nun die Hochschulambulanz der MSH als Psychotherapeutin für Erwachsene und wird auch psychosoziale Beratung für Studierende der MSH im Psychosocial Service Center anbieten. Außerdem unterrichtet sie seit Oktober als Lehrbeauftragte im Masterstudiengang Klinische Psychologie das Fach Psychische Störungen.

Yasemin Cicek

Hochschulambulanz und HIP Hafencity Institut für Psychotherapie

Yasemin Cicek absolvierte eine Ausbildung zur Kauffrau für Bürokommunikation und war nach Abschluss 7 Jahre in der Psychotherapeutenkammer Hamburg K.d.ö.R. als allein verantwortliche Kaufmännische Mitarbeiterin für die circa 2000 Approbierten Mitglieder im Bereich der Mitgliederverwaltung und Betreuung zuständig. In diesem Rahmen gehörte die Beratung der Kammermitglieder in Zulassungsrechtlichen Fragen (KV-Zulassungsverfahren) sowie der Etablierung von Privatpraxen im Rahmen des Kostenerstattungsverfahrens nach § 13,3 SGB V zu ihren Tätigkeitsfeldern. Seit Januar 2015 hat sie die Aufgaben der Verwaltung der Hochschulambulanz und des Ausbildungsinstitutes der MSH übernommen und ist Ansprechpartnerin für Fragen rund um die Ausbildung zum Psychologischen Psychotherapeuten an der MSH.

HOCHSCHULMANAGEMENT

Maike Altenbach, M.A.

Projektassistenz und Praktikumsbüro

Maike Altenbach, aufgewachsen im Münsterland, studierte Rehabilitationspädagogik (Bachelor) und Rehabilitationswissenschaften (Master) mit dem Schwerpunkt Wohlfahrts- und Gesundheitsmanagement an der Technischen Universität Dortmund. Im April 2014 beendete Sie ihr Masterstudium im Fachbereich Rehabilitationssoziologie und ist nun seit August 2014 für Sie als Leiterin des Praktikumsbüros die neue Ansprechpartnerin. Ebenso ist sie im Bereich der Projektassistenz zuständig für die Drittmittelverwaltung der Forschungsprojekte der MSH.

Insa Neumann, M.Phil.

Projektassistenz mit Schwerpunkt Forschungsförderung

Insa Neumann absolvierte ihr Masterstudium in Psychology and Education an der University of Cambridge. Zuvor studierte sie Psychologie an der Jacobs University Bremen mit dem Schwerpunkt Sozialpsychologie und kognitive Psychologie. Während ihres Studiums sammelte Insa Neumann bereits als studentische Hilfskraft Erfahrungen in der Forschung, und erlangte durch Praktika erste Einblicke in die klinische Psychologie. Zuletzt war sie für ein internationales Unternehmen im Bereich Public Sector Consulting mit Schwerpunkt Bildung tätig. Seit November 2014 unterstützt sie das Team der MSH als Projektassistentin.

Emigration und Heimatlosigkeit – zwei Leben

Zwischen 1933 und 1945 mussten viele Menschen aufgrund ihrer Herkunft oder Überzeugung Deutschland wegen der menschenverachtenden Politik des NS-Regimes verlassen oder gingen in die innere Emigration. Zu Ihnen gehörten auch Psychologen. In dem jüngst erschienen Personenlexikon »Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933 – 1945« werden weit über 300 Kurzbiographien vorgestellt, in denen u. a. dokumentiert ist, wie die Personen von dieser Zeit betroffen waren, welche Wege sie gingen und was sie zur Psychologie beitrugen. Zwei von Ihnen sollen hier kurz vorgestellt werden.

TEXT Prof. Dr. Olaf Morgenroth

Erich Stern, geboren am 30. Oktober 1889 in Berlin, gestorben am 20. Januar 1959 Zürich, gehörte zu denjenigen Psychologen, die Deutschland aufgrund ihrer jüdischen Herkunft 1933 verlassen mussten. Stern promovierte in Medizin und Philosophie. 1924 wurde er Professor für Philosophie und Pädagogik am Institut für Psychologie, Jugendkunde und Heilpädagogik in Mainz. Er arbeitete bis 1940 am psychiatrischen Krankenhaus der Sorbonne in Paris. Ab 1940 schloss er sich der Resistance an. Nach dem Krieg arbeitete er an der medizinischen Fakultät der Sorbonne. 1956 zog er in die Schweiz, wo er 1959 verstarb. Stern hat mit seiner 1937 im Selbstverlag erschienenen Arbeit »Die Emigration als psychologisches Problem« ein sehr beeindruckendes Zeitdokument zur jüdischen Emigration hinterlassen, welches im Anhang des Personenlexikons erstmals neu veröffentlicht wurde. Obwohl sich seine Beobachtungen und Schlussfolgerungen auf Emigranten jüdischer Herkunft in Paris zu jener Zeit vor Beginn des zweiten Weltkrieges beschränken, arbeitet Stern scharfsinnig grundlegende psychologische Probleme heraus, mit denen Emigranten auch zu anderen Zeiten und in anderen Kontexten konfrontiert sind. Aus seiner Arbeit wird deutlich, dass Heimatlosigkeit weitaus mehr bedeutet als der örtliche Verlust des bisherigen Lebensmittelpunktes. Stern reserviert den Begriff der Emigration für Personen, die unfreiwillig aufgrund externer Faktoren in ein anderes Land übersiedeln. Personen, die freiwillig auswandern wollen, fallen für ihn nicht in diese Kategorie. Die Unfreiwilligkeit der Emigration ist für Stern das zentrale Moment, welches dazu beiträgt, dass der Wegfall der bisherigen Lebensbezüge als schwerwiegender Verlust erlebt wird, denn man wollte ja eigentlich das Heimatland nicht verlassen. Oft zweifelten die jüdischen Emigranten immer wieder an der Notwendigkeit der Emigration, was wiederum ihre Integration in die Aufnahmegesellschaft erschwerte. Auf der anderen Seite waren viele verbittert über die in Deutschland erlittene Demütigung und Diskriminierung. Gerade für die stark assimilierten Juden in Deutschland war die Erfahrung des Ausgeschlossenwerdens überaus schmerzlich, ja traumatisch. Die emotionalen Reaktionen der Emigranten waren vielschichtig: Neben Trauer existierte Verbitterung und Hass. Auf der andern Seite berichtet Stern über die Gleichgültigkeit mancher Emigranten als Schutzreaktion auf eine ansonsten unerträgliche Situation. Neben der Bewältigung des Verlustes der bisherigen Lebensbezüge schildert Stern sehr plastisch die unterschiedlichen Bemühungen der Emigranten als heimatlos Gewordene in der Fremde wirtschaftlich zu überleben und eine Perspektive für das weitere Leben zu entwickeln. Einige klammerten sich an die Hoffnung, bald nach Deutschland – ihre Heimat – zurückkehren zu können. Andere waren überzeugt, dass eine baldige Rückkehr ausgeschlossen sei, verstanden sich aber weiterhin als Deutsche und wollten sich nicht auf die Aufnahmegesellschaft einlassen oder beabsichtigten, in ein anderes Land weiterzuwandern. Eine dritte Gruppe von Emigranten brach vollständig und endgültig mit Deutschland und war bereit, sich weitestgehend zu assimilieren und in der Fremde eine neue Heimat zu finden. Andere, die ebenfalls in Frankreich bleiben wollten, suchten hingegen primär Kontakt zu anderen jüdischen Emigranten aus Deutschland, um sich so ein Stück

alte Heimat in der Fremde zu erhalten. Stern hebt die zentrale Bedeutung der Aneignung der neuen Landessprache für eine erfolgreiche Anpassung hervor, nicht nur, weil sie notwendig ist, um sich in alltäglichen Situationen zu behaupten, sondern auch, um einen Zugang zu der neuen Kultur zu finden und sich weniger fremd zu fühlen. Eines der Hauptprobleme der Emigranten ist für Stern die Schaffung einer neuen ökonomischen Existenzgrundlage. Hier existierten vielfältige Barrieren, sowohl von Seiten der Aufnahmegesellschaft als auch bei den Emigranten selbst. Für die jüdischen Emigranten in Paris bedeutete Heimatlosigkeit also ein Leben zwischen der verlorenen Heimat und einem Aufnahmeland, in dem viele Herausforderungen zu bewältigen waren. Trotz der belastenden Situation der jüdischen Emigranten schlägt Stern immer wieder einen optimistischen Ton an, z. B. wenn er die Stärke und Anstrengungsbereitschaft bestimmter Emigrantengruppen schildert. Zu diesem Zeitpunkt wusste Stern allerdings noch nichts von dem geplanten Massenmord an den europäischen Juden.

Das Erleben von Heimatlosigkeit war nicht notwendigerweise daran gebunden, dass man sein Heimatland verlassen musste

Das Erleben von Heimatlosigkeit war nicht notwendigerweise daran gebunden, dass man sein Heimatland verlassen musste. Die Kurzbiographie von Margarete Eberhardt verdeutlicht, dass man auch in seinem Heimatland heimatlos werden konnte, z. B. indem man in die innere Emigration gezwungen wurde. Margarete Eberhardt, geboren am 18. August 1886 in Dissen/Westfalen, gestorben am 2. Januar 1958 in Hamburg, arbeitete zunächst als Sprach- und Musiklehrerin in Großbritannien und Deutschland. Später studierte sie Philosophie und Psychologie und promovierte 1922 bei Carl Stumpf und Wolfgang Köhler in Berlin. Schon früh hatte sie den Wunsch, in der neu entstehenden wissenschaftlichen Psychologie eine akademische Karriere anzustreben. Da dies für Frauen zu jener Zeit schwierig und mit vielen Barrieren verbunden war, entschied sie sich, zweigleisig vorzugehen. Während ihrer akademischen Ausbildung für den höheren Schuldienst arbeitete sie zugleich als Voluntär-Assistentin bei den Psychologen Kurt Koffka in Gießen und Narziß Ach in Göttingen. Nach ihrem Referendariat in Hamburg nahm sie eine Forschungstätigkeit an der »Clarke School for the Deaf« in Northhampton, Massachusetts in den USA an und kehrte 1929 mit der Aussicht, sich zu habilitieren an die Universität Hamburg zurück. In Hamburg lebte und arbeitete zu dieser Zeit auch ihre Schwester Ida Eberhardt als Lehrerin an der reformpädagogischen »Lichtwarkschule«. Im November 1934 wurde Margarete Eberhardt wegen des Vorwurfes »kommunistischer Umtriebe« freigestellt. Obwohl die Anschuldigungen nicht belegt werden konnten, wurde sie Ende Februar 1935 aus dem universitären Dienst entlassen. Aus der Korrespondenz mit der Verwaltung geht hervor, dass sie dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüber stand und den menschenverachtenden Antisemitismus als undeutsch ansah. Sie brachte gegenüber der Behörde sogar den Mut auf, einzufordern, dass man ihr bestätigen möge, dass sie wegen ihrer Anschauung entlassen wurde. Auch nach ihrer Entlassung setzten sich die Auseinandersetzungen mit der Behörde wegen strittiger Rentenansprüche fort. Bewerbungen als Lehrerin an Schulen bleiben erfolglos. Ab 1937 ist sie selbstständig als Musiklehrerin in Münster tätig und arbeitet an ihren wissenschaftlichen Hauptwerken »Das Werten«, »Das Erkennen«, sowie »Das Handeln«. Nach dem Ende des NS-Regimes stellt sie an der Universität Hamburg einen Antrag auf Habilitation, der jedoch 1947 aus Altersgründen abgelehnt wird. Trotzdem nahm sie ein Angebot an, am Psychologischen Institut als Dozentin tätig zu werden. Erst auf Initiative von Curt Bondy wurde sie im August 1957 zur Honorarprofessorin ernannt. Bondy hatte aufgrund seiner jüdischen Herkunft selbst unter dem NS-Regime zu leiden. Er war kurzzeitig in Buchenwald inhaftiert und emigrierte dann in die USA. 1950 nahm er einen Ruf an die Universität Hamburg an und kam nach Deutschland zurück.

Quelle: Uwe Wolfradt, Elfriede Billmann-Mahecha & Armin Stock (Hrsg.). (2015). Deutschsprachige Psychologinnen und Psychologen 1933–1945. Ein Personenlexikon, ergänzt um einen Text von Erich Stern. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Wenn wieder alles schief läuft…

Psychosoziale Beratung für Studierende der MSH Medical School Hamburg hilft bei Orientierungs-, Entscheidungs- und Lösungsprozessen und orientiert sich an individuellen Ressourcen.

TEXT Lisa Boubaris

Jeder kennt diese Situationen: den Herausforderungen und Aufgaben des Studiums gerecht werden, mit Stress, sowohl beruflich als auch persönlich umgehen oder auch veränderte Lebenssituationen bewältigen. Das alles kostet Kraft und vor allem Nerven. Wenn als Folge dieser Überlastung der eigene Alltag beeinträchtig wird, in Begleitung von einem massiven Unwohlsein, dann tut es gut einmal mit jemandem darüber zu sprechen.

Das neugegründete Psychosocial Service Center (PSC) der MSH Medical School Hamburg bietet seinen Studierenden eine Psychosoziale Beratung seit dem Wintersemester 2014/15 an. Angesprochen sind alle, die das Gefühl haben über Ihre Situation sprechen zu wollen und Hilfe im Lösungsprozess suchen. Sie bekommen Unterstützung bei der Lösung persönlicher Probleme wie mangelndem Selbstwertgefühl, depressiven Verstimmungen, Ängsten, Problemen in der Partnerschaft oder im sozialen Umfeld und in Konflikt- und Krisensituationen. Auch bei studienbedingten Belastungen und Problemstellungen wie Unsicherheit über die Wahl des Studienfachs, Aufschiebeverhalten/Arbeitsstörung, Prüfungsangst, Studienabschlussproblemen und Unterstützung bei Schwierigkeiten aufgrund Erkrankungen wird Hilfe angeboten. Das Ziel dieses Angebots ist eine Erstberatung, keine Diagnostik oder Therapie. Hier wird auf ihre persönliche, individuelle Situation eingegangen, um mit Hilfe eines Beraters einem Weg aus ihrer Krise zu entwickeln. Das wissenschaftlich qualifizierte und erfahrene Beratungsteam des Psychosocial Service Center setzt sich zusammen aus Dr. Sascha Marrakchi (Psychologischer Psychotherapeut, Erfahrungen in der Verhaltenstherapie), Prof. Dr. Harald Karutz (Berufliche und akademische Qualifikation im Rettungsdienst, Experte für Krisenintervention und Psychosoziale Notfallversorgung), Diplom-Psychologe Thomas Völker (Psychologischer Psychotherapeut i.A., Analytische und tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie) und Diplom-Psychologin Dr. Nadia Khan (Psychologische Psychotherapeutin, Verhaltenstherapie). Einen Termin kann als Einzelberatung oder als offene Beratung zu den Beratungszeiten (siehe Infokasten) erfolgen. Selbstverständlich werden die Beratungsgespräche streng vertraulich behandelt. Wichtig zu wissen: Die Psychosoziale Beratung ist für das Erstgespräch und bis zu zwei Beratungsstunden eine kostenfreie, freiwillige Serviceleistung der MSH. Es besteht kein Rechtsanspruch.

Beratungszeiten

dienstags 17–19 Uhr
Prof. Dr. Sascha Marrakchi
sascha.marrakchi.psc@medicalschool-hamburg.de

mittwochs 14–15 Uhr,
donnerstags 10.30–11.30 Uhr
Dipl.-Psych. Thomas Völker
thomas.voelker.psc@medicalschool-hamburg.de

samstags an den Blockwochenenden, 18 Uhr
Prof. Dr. Harald Karutz
harald.karutz.psc@medicalschool-hamburg.de

Bitte melden Sie sich im Vorfeld für ein Beratungsgespräch an. Darüber hinaus sind individuelle Terminvereinbarungen im Gespräch mit den Beratern möglich.

Beratungsort

Großer Grasbrook 15, 20457 Hamburg
4. Etage links (Raum 4.21 bis 4.24)

02
Beruf

Professoren erzählen

Mein Weg in den Beruf

Wie sind unsere Professoren eigentlich zu ihrem Beruf gekommen? Welche Hürden mussten sie meistern und was hat sie letztlich beruflich zu dem gemacht, was sie heute sind? Wir haben Prof. Dr. Harald Karutz, Professor für Rescue Management an der MSH Medical School Hamburg, gefragt.

TEXT Prof. Dr. Harald Karutz FOTOS Parham Khorrami

Mein beruflicher Werdegang hat viel damit zu tun, dass ich immer schon mehrere Interessensgebiete hatte: Anderen Menschen etwas zu präsentieren, zu erklären und zu vermitteln hat mir schon als Kind Freude bereitet. Im Grundschulalter habe ich beispielsweise schon damit angefangen, Nachhilfeunterricht zu geben und Referate zu halten. Mag sein, dass ich in pädagogischer Hinsicht auch einfach familiär vorbelastet bin: Mein Vater war Studiendirektor und hat Lehrer ausgebildet, meine Mutter war Schulleiterin.

Gleichzeitig hat mich das Rettungswesen fasziniert. Nachrichten über Unglücke haben mich betroffen gemacht, oftmals aber auch zum Nachdenken angeregt. Ich wollte wissen, wie in solchen Situationen geholfen wird, wie man Notfälle verhindern kann oder wie zumindest eine gute Vorbereitung darauf möglich ist. So war ich ab der achten Klasse im Schulsanitätsdienst aktiv.

Zwischen beiden Interessensgebieten, der Pädagogik und dem Rettungswesen, ergaben sich bald Verknüpfungen: Als Jugendlicher habe ich z. B. angefangen, Erste Hilfe zu unterrichten und wurde relativ rasch Ausbildungsleiter in einer Hilfsorganisation.

Später, nach meinem Zivildienst als Rettungssanitäter, habe ich eine Berufsausbildung zum Rettungsassistenten absolviert und

Harald Karutz, geboren 1975, ist seit 2012 an der MSH Medical School Hamburg tätig

»Bis heute ist die psychosoziale Notfallversorgung von Kindern und Jugendlichen, neben der Ausbildung von Rettungsdienstmitarbeitern, eines meiner zentralen Forschungs- und Arbeitsfelder«

bin noch viele weitere Jahre aktiv im Einsatzdienst tätig gewesen. Parallel dazu habe ich an der Universität Duisburg aber auch evangelische Theologie, Pädagogik und Psychologie studiert: Eigentlich wollte ich zu dieser Zeit Lehrer an einer allgemeinbildenden Schule werden. Eines meiner beiden Interessensgebiete hätte ich auf diese Weise jedoch nur eingeschränkt weiterverfolgen können.

So habe ich überlegt, wie ich beide Bereiche noch etwas besser miteinander verknüpfen könnte. Daraufhin ist 2001 das Notfallpädagogische Institut in Essen entstanden: Eine eigene, staatlich anerkannte Berufsfachschule, an der inzwischen pro Jahr rund 500 Rettungsdienstmitarbeiter aus-, fort- und weitergebildet werden. Vieles von dem, was ich vor allem den Medizinpädagogik-Studierenden mit auf den Weg geben kann, hat unmittelbar mit meinen dortigen Erfahrungen als Schulleiter und Dozent zu tun.

Auch die »Initialzündung« für meine wissenschaftliche Arbeit hat sich bei mir aus einem ganz konkreten Erlebnis während eines Einsatzes ergeben: Bei der Reanimation eines Familienvaters wussten wir alle, das gesamte Rettungsteam, nicht so recht, wie wir mit den anwesenden Kindern des Patienten angemessen umgehen sollten. Mir war klar, dass wir uns letztlich nicht gut verhalten hatten – ich wusste aber auch nicht, was konkret wir hätten besser machen können. Das war ausgesprochen unbefriedigend und hat mich intensiv beschäftigt.

Von dieser Erfahrung habe ich seinerzeit dem Notfallpsychologen Prof. Dr. Bernd Gasch an der TU Dortmund berichtet, den ich kurz zuvor schon über meine Diplomarbeit kennen gelernt hatte. Er empfahl mir, aus dieser Einsatzerfahrung ein Dissertationsthema abzuleiten. Und genau das habe ich getan: In den folgenden vier Jahren habe ich systematisch Kinder und Jugendliche interviewt, die Zuschauer und Augenzeugen von Unglücken geworden waren. Ich wollte herausfinden, wie man effektive Krisenintervention betreiben kann und habe dazu ein Konzept entwickelt, mit dem inzwischen Notfallseelsorger und Kriseninterventionsteams in ganz Deutschland ausgebildet werden.

Bis heute ist die psychosoziale Notfallversorgung von Kindern und Jugendlichen, neben der Ausbildung von Rettungsdienstmitarbeitern, eines meiner zentralen Forschungs- und Arbeitsfelder: In den letzten Jahren habe ich mehrere Studien zur Hilfeleistung bei Schulbusunglücken durchgeführt, Nachsorgegespräche mit Kindergruppen evaluiert und untersucht, wie nach dem Amoklauf in Winnenden Hilfe geleistet worden ist. Das Ziel meiner Arbeit war dabei immer, die Praxis des Rettungswesens kritisch zu hinterfragen und dadurch natürlich auch zu verbessern. Nach wie vor fahre ich regelmäßig Rettungsdiensteinsätze, und ich engagiere mich an meinem Wohnort ehrenamtlich in der Notfallseelsorge. Deshalb kenne ich mich in mehreren Bereichen relativ gut aus: Im Alltag der medizinischen und psychosozialen Notfallversorgung, in der Ausbildung von Einsatzkräften – aber eben auch in der entsprechenden Forschung. Das ist eine ungewöhnliche Kombination, die mir bei meinem weiteren beruflichen Werdegang ganz sicher sehr geholfen hat.

Zwischenzeitlich war ich z. B. auch Referent im Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe und habe dort an nationalen Leitlinien für die Psychosoziale Notfallversorgung mitgearbeitet. 2010 bin ich dann erstmals auf eine Professur berufen worden. In kurzer Zeit folgten berufliche Stationen an Hochschulen in Berlin und Essen, bevor ich die Stelle als Hochschullehrer und Leiter des Studiengangs »Rescue Management« an der MSH Medical School Hamburg angenommen habe.

Nach wie vor ist mir wichtig, Konzepte zu entwickeln, die vor allem praxistauglich sind und mit denen die Versorgung von Notfallbetroffenen tatsächlich verbessert werden kann. In diesem Bereich gibt es unendlich viel zu tun: Das Rettungswesen ist im Grunde genommen so etwas wie eine »black box«. Evaluationsstudien gibt es kaum, noch nicht einmal verlässliche Statistiken zu den Leistungen des Rettungsdienstes. Vieles von dem, was in Einsätzen geschieht, basiert nicht auf empirisch gewonnener Erkenntnis, sondern auf Glauben, Tradition und verkrusteten Strukturen. Daran müssen wir, Wissenschaftler und interessierte Praktiker, gemeinsam arbeiten.

Volle Kraft voraus: Der von Prof. Dr. Harald Karutz geleitete Bachelorstudiengang »Rescue Management« hat gerade Fahrt aufgenommen

5 Fragen

Diesmal: Alumni

	Was hat Sie dazu bewogen, ein Studium in Hamburg anzutreten?	Welcher Hochschullehrer und welches Studienangebot hat Sie besonders geprägt?	Bereitete Ihnen die Jobsuche bzw. der Jobeinstieg Schwierigkeiten?	Was würden Sie Studierenden für den Übergang vom Studium zum Jobeinstieg raten?	Gibt es etwas, das Sie an Ihrem Studentenleben vermissen?
Name Annika **Studiengang** Transdisziplinäre Frühförderung **Abschluss** Oktober 2014	Den seltenen Studiengang Transdisziplinäre Frühförderung gab es vor drei Jahren bis dato nur in Hamburg oder in Gera. Da war Hamburg der eindeutig attraktivere Standort.	Besonders geprägt haben mich die Seminare bei Prof. Dr. Liane Simon, da wir dort durch Reflektion und Selbsterfahrung viel über uns selber gelernt haben, was für unseren Beruf von großer Bedeutung ist.	Die Jobsuche gestaltete sich für mich zum Glück sehr leicht. Durch die Vernetzung mit verschiedenen Institutionen während des Studiums hatten sich bereits früh Kontakte herstellen lassen.	Seid offen für alles Neue, was euch begegnet, aber besinnt Euch auch darauf, was Euch vom Studium mit auf den Weg gegeben wurde.	Zeitliche Flexibilität und natürlich die Studenten Specials.
Name Romy **Studiengang** Advanced Nursing Practice **Abschluss** Oktober 2013	Mein Klinikkonzern hatte bis dato noch eine Kooperation mit der MSH und damit war klar, dass ich in Hamburg studieren werde. Mit der Zeit habe ich gemerkt, dass es die richtige Entscheidung war und mir die Stadt ans Herz gewachsen ist.	Prof. Schenk hat mir gezeigt, was es heißt durchzuhalten, wenn man hinter seiner Idee steht. Es hat Spaß gemacht mit ihm die Zeit zu verbringen. Case Management und das angebotene Zertfikat als Bonus war für mich sehr herausstechend und hat mir sehr geholfen.	Einen Job hatte ich damals auch schon, da das Studium berufsbegleitend war, dennoch hatte ich Schwierigkeiten im Job alles umsetzen zu können bzw. nach dem Studium eine entsprechende Stelle zu bekommen. Aber die Zeiten werden besser. Daran glaube ich fest.	Jeder muss wissen, was er im Job möchte und das klar formulieren. Dann bekommt man auch das, was man sich vorstellt. Und man muss auch mal nach links und rechts schauen, damit seine Chance nicht verpasst.	Ohja, unser Kurs. Der war so toll. Wir waren so wenig, aber wir haben uns alle gut verstanden und uns gegenseitig geholfen. Das war eine schöne Zeit.
Name Sabrina **Studiengang** Advanced Nursing Practice **Abschluss** Oktober 2013	Als Teilzeitstudentin Studium und Beruf in einer Stadt vereinen zu können.	Der Unterricht im Studienfach Case Management mit Prof. Renate Tewes war sehr inspirierend, lehrreich und praxisnah. Eines ihrer Seminare zu besuchen kann ich nur empfehlen.	Mut zur Lücke sag ich da nur! Schwierigkeiten gab es bei mir nicht. Einfach optimistisch bleiben.	Sich selbst die zustehende Zeit bei der Einarbeitung in das neue Berufsumfeld und den Aufgaben geben, wachsam sein und einen gesunden Ehrgeiz zeigen.	Die vielen Anregungen und Diskussionen mit den Kommilitonen und Professoren. In unserer kleinen ANP-Truppe hat das sehr viel Freude gebracht und neue Horizonte eröffnet.
Name Johanna **Studiengang** Physiotherapie **Abschluss** Juni 2014	Die Aussicht auf einen höher qualifizierten Abschluss als Physiotherapeutin zu erlangen und die Möglichkeit hier ausbildungsbegleitend zu studieren, haben mich zu dem Studium bewogen.	Prof. Dr. med. Björn Hauptmann prägte mich am meisten, da er meine Bachelorarbeit betreut und mir die Möglichkeit geschaffen hat, diese Arbeit auf einem Kongress vorzustellen. Sein Unterricht war anschaulich und der Praxisbezug steigerte die Leistungsmotivation sehr.	Dadurch, dass wir die Möglichkeit hatten, neben dem Vollzeitstudium schon in unserem Beruf zu arbeiten, hatte ich keine Schwierigkeiten, einen Job zu finden.	Ich würde ihnen raten, an sich und an ihre erlernten Kompetenzen zu glauben und sich nicht entmutigen zu lassen. Jeder fängt einmal klein an und kann mit viel Disziplin und Willen auch das erreichen, wonach er strebt.	Das tägliche Treffen mit meinen Kommilitonen und die Zeit, die wir alle zusammen bestritten haben.

03
Internationales

Praktikum in Kanada

Für drei Monate waren Lalah Sayed und ich im Südosten von Kanada – besser gesagt in Kitchener/Waterloo, Ontario. Es war eine tolle Erfahrung und eine schöne Zeit. Auch mithilfe des PROMOS-Stipendiums, für das ich mich beworben hatte, konnten wir viel erleben.

TEXT Catharina Zuleger FOTOS privat

Mein Name ist Catharina Zuleger, ich studiere »Transdisziplinäre Frühförderung« im fünften Semester an der MSH und absolvierte mein Praktikum in Kanada. Meine Kommilitonin Lalah Sayed und ich arbeiteten für drei Monate bei Kids Ability – Centre for Child Development. Kids Ability ist ein Zentrum für Kinder, die eine Behinderung bzw. spezielle Bedürfnisse haben. Nicht nur die Kinder bekommen hier die Möglichkeit ihre Potentiale zu entfalten, sondern auch deren Eltern erhalten Unterstützung. Das Praktikum hat uns sehr viel Spaß gemacht. Es ist einfach eine schöne Erfahrung zu sehen, welche enormen Fortschritte die Kinder in kurzer Zeit machen, wenn sie gefördert werden. Lalah und ich waren in der Junior Kindergarten Class, der ABA Group, beim Schwimmunterricht und therapeutischem Reiten tätig. Die Junior Kindergarten Class war so etwas wie »Unterricht« für Kinder mit Autismus, ADS und ADHS. In der ABA Group wurde den Kindern soziales Verhalten beigebracht, also z. B. Kompromisse schließen, miteinander teilen und spielen, wie man sich grüßt und verabschiedet und Danke sagt, wie man nett zueinander ist etc. Es war eine wundervolle Zeit mit den Kids, denn nicht nur sie haben etwas gelernt, sondern auch wir konnten etwas von ihnen lernen. Das allerwichtigste war Geduld, viel Geduld. Mir war zwar immer klar, dass man geduldig sein muss, vor allem was Kinder mit Behinderung angeht, manche lernen sehr schnell und andere eben sehr langsam, aber oft ist es schwer, das in der Realität umzusetzen, insbesondere am Anfang. Allerdings lernt man das mit der Zeit und ich bin froh, diese Möglichkeit gehabt zu haben. Jedoch nicht nur das Praktikum war toll, sondern auch unser Aufenthalt in Kanada, besser gesagt in Waterloo/Kitchener, einem kleinen Ort in der Provinz Ontario, eine Stunde von Toronto entfernt.

Grüße in die Heimat: Dr. Alexander Trefz durfte sich über Post freuen

Es ist eine Studentenstadt, denn sie besitzt zwei Universitäten. Die University of Waterloo (eine der besten Universitäten in ganz Kanada) und die Wilfried Laurier University, auch bekannt als die »Partyuniversität«. Deswegen war es kein Wunder, dass meistens schon ab Mittwoch die Bars voller Studenten waren. Es wurde einem also fast nie langweilig. Aber Kanada hat viel mehr zu bieten, als nur Studentenpartys. Die Landschaft hier z. B. ist wunderschön, mit den vielen Wäldern und Seen, vor allem im Herbst kann man sich gar nicht satt genug sehen an den tollen Farben. Es lohnt sich also wirklich, noch bevor es kalt wird Mitte Oktober/Anfang November, wandern zu gehen auf einem der zahlreichen »Hikingtracks«. Dank des PROMOS-Stipendiums, für das ich mich beworben hatte,

1 Auf Erkundungstour: Die Niagarafälle liegen an der Grenze zwischen dem US-amerikanischen Bundesstaat New York und der kanadischen Provinz Ontario
2 Kurztrip in den »Big Apple«: Times Square in New York

konnten Lalah und ich viel unternehmen. Wir sind z. B. zum Canada Wonderland, ein rießiger Freizeitpark für Jung und Alt. Den kann ich nur empfehlen. Nach New York sind wir mit dem Bus gefahren. Es dauert circa 12 Stunden, aber lohnt sich defintiv. Vor allem, weil in Amerika alles nochmal ein wenig günstiger ist. Das Wochenende in New York war fantastisch. Nach unserem Trip waren wir ziemlich erschöpft, da wir die meiste Zeit zu Fuß durch NY City gegangen sind. Toronto haben wir auch besucht – was für eine wundervolle Stadt. Mitten in Downtown fühlt man sich ein bisschen so, als wäre man in New York, allerdings ist Toronto nicht so rießig und es geht etwas gemütlicher zu. Wir haben uns Tickets für den CN Tower geholt und sind mit dem Aufzug auf eine Höhe von 346 Meter hochgefahren. Was für ein Ausblick. Wir waren zwar etwas spät dran und es wurde schon dunkel draußen, aber genau dann wird eine Stadt nochmal interessanter, wenn man all die Lichter von ganz oben sieht, einfach unbeschreiblich. Im CN Tower, ein Stockwerk tiefer (342 Meter), gibt es einen Glass Floor, das bedeutet man kann durch ein Fenster am Boden bis nach ganz unten schauen – nichts für schwache Nerven. Die Niagara Fälle haben wir uns natürlich auch angeschaut. Das war ziemlich beeindruckend. Diese drei Monate waren eine sehr schöne Zeit und eine tolle Erfahrung. Wenn ich könnte würde ich noch länger bleiben, aber dann lieber in den Sommermonaten, denn im Winter wird es hier bis zu -40°C kalt.

PROMOS-Stipendien

PROMOS ist ein finanzielles Förderprogramm des Deutschen Akademischen Austauschdienstes zur Unterstützung verschiedenster Auslandsaufenthalte innerhalb Ihres Studiums. Die MSH hat sich erfolgreich um diese Mittel beworben und möchte Ihre Studierenden bei der Realisierung einer Auslandserfahrung unterstützen. Stipendienausschreibungen werden zwei Mal jährlich (i.d.R. Januar/Juli) über Trainex und Aushänge hochschulintern bekannt gemacht. Die förderbaren Maßnahmen umfassen:

→ **Studienstipendien**
(1 bis 6 Monate)

→ **Praktika**
(6 Wochen bis 6 Monate)

→ **Sprachkurse**
(3 Wochen bis 6 Monate)

Mehr Informationen zum Thema PROMOS-Stipendien finden Sie im Internet unter medicalschool-hamburg.de. Bei Fragen steht Ihnen auch gerne Dr. Alexander Trefz aus dem International Office der MSH Medical School Hamburg als Ansprechpartner zur Verfügung.

»Democracy is Dialogue« Ein Projekt in Brüssel

Eine Woche im politischen Zentrum Europas, um zu erfahren, was »hinter den Kulissen« von Parlament und Kommission passiert.

TEXT & FOTOS Kaja Céline Bartsch

Die Teilnehmer des »Democracy is Dialogue«-Projekts vor der Europäischen Kommission

Nach den Europawahlen im Mai 2014, bei denen das europäische Parlament gewählt wurde, ist die Europäische Union und ihre Institutionen noch mehr in den Fokus der Öffentlichkeit geraten. Die Berichterstattungen über die Europawahl und die Fernsehdebatten fanden größeres Interesse, als bei jeder vergleichbaren Wahl zuvor. Besonders die Jugendlichen in Europa fanden dank der Vermittlung der Informationen über moderne Technik noch leichteren Zugang und nahmen aktiver am Wahlprozess teil. Leider lies dieses Interesse an der Europäischen Union und den Partzipationsmöglichkeiten beim politischen Willensbildungsprozess nach der Europawahl stark nach. Dabei gibt es in Europa viele Möglichkeiten für Jugendliche, die eigenen Interessen auf internationaler Ebene einzubringen. Deshalb habe ich mich dazu entschlossen, an dem internationalen Projekt »Democracy is Dialogue (DiD)« der europäischen Organisation »Active« teilzunehmen.

Dieses Projekt erstreckt sich insgesamt über zwei Jahre und soll den teilnehmenden Jugendlichen die Möglichkeit geben, politische Prozesse auf internationaler Ebene besser zu verstehen und aktiv daran teilzunehmen. Das »DiD-Projekt« begann mit einem Seminar vom 22. bis zum 29.11.2014 in der »europäischen Hauptstadt« Brüssel. »Active-sobriety, frienship and peace« ist eine europäische Schirmorganisation, die einen Lebensstil frei von Alkohol und anderen Drogen promotet. Dies wird vor allem durch die Gestaltung einer freien, sicheren und inklusiven Umgebung auf Seminaren, Workshops und Camps erreicht. Dort werden den Jugendlichen Themen wie Demokratie, Menschenrechte, soziale Inklusion und aktive Teilnahme am internationalen Geschehen nähergebracht. Gegründet im Jahr 1990 vereint Active inzwischen 31 nationale Organisationen aus 24 Ländern und zählt somit über 25 000 Mitglieder. Die Veranstaltungen finden in ganz Europa statt und werden in englischer Sprache abgehalten. Gemeinsam mit drei weiteren Mitgliedern der Jugendorganisation »Juvente Germany e.V.« durfte ich als »national leader« Deutschland auf diesem Seminar vertreten. Insgesamt nahmen 26 Jugendliche aus ganz Europa daran teil.

Unser erstes Meeting fand in der so genannten »EU Bubble« statt. Dies ist der Bereich rund um den »Place Schuman« in Brüssel, wo sich die meisten Institutionen der EU befinden. Die Vorsitzenden des Active office hießen uns in einem Seminarraum der »EPHA« (European Public Health Alliance) willkommen und wir hörten einen Vortrag über die EU und allgemeine politische Prozesse.

Anschließend haben wir besprochen, welche Möglichkeiten ein Jugendlicher hat, seine Interessen in dieses System einzubringen. Da »Active« im besonderen Maß an der Alkoholpolitik der EU interessiert ist, begannen wir damit, uns auf der Internetseite des europäischen Parlaments darüber zu informieren, welche Abgeordneten sich mit diesem Thema beschäftigt haben und wie. Da jedes Mitglied des Parlaments auf seiner Seite seine Adresse angegeben hat, ist es somit möglich Kontakt aufzunehmen und sogar ein Treffen zu vereinbaren, um über die eigenen Anliegen zu diskutieren. Als Mitglied einer Organisation gestaltet es sich leichter ein Treffen mit dieser Organisation zu vereinbaren. Eine zweite Möglichkeit ist es, einen bestimmten Bereich (»Zweig«) der EU aufzusuchen, der sich mit dem Thema beschäftigt, über das man sich informieren und austauschen möchte. Danach nahmen wir an einer Debatte über »self and co-regulation« in dem »Community of Practice (CoP)« der europäischen Kommission teil. Vertreter der Kommission informierten die Anwesenden über zukünftige Entwicklungen zu diesem Thema. Es war für mich besonders interessant zu verfolgen, wie in der anschließenden »Fragerunde« auf einige Fragen und Statistiken von »Active« kaum eingegangen wurde. Es waren Vertreter der Alkoholindustrie anwesend und deren Meinung zu diesem Thema scheint eine größere Gewichtung zu haben. Mit einem solchen Verlauf der Veranstaltung hatte ich nicht gerechnet und es war deshalb ein besonders einprägsames Erlebnis. Der zweite Tag war für die Organisation Active gleich aus zwei Gründen von besonderer Bedeutung. Es war der internationale Tag zur Beseitigung von Gewalt gegen Frauen und der Tag der »Inspire Freedom Campaign«, die von IOGT International inspiriert und durch Active umgesetzt wurde.

»...Themen wie Demokratie, Menschenrechte, soziale Inklusion und aktive Teilnahme am internationalen Geschehen...«

Diese Kampagne hat ebenfalls zum Ziel, die Gewalt gegen Frauen zu beenden, jedoch beschränkt sie sich nicht nur auf einen Tag. An jedem 25. im Monat werden verschiedene Aktionen durchgeführt, um die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf dieses Thema zu lenken. Beispielsweise ändern alle Mitglieder am 25. jeden Monats Ihr Profilbild bei Facebook zu einem Portraitfoto von sich mit schreiendem Mund (zu sehen auf dem Gruppenbild), um zu zeigen, dass offen über das Tabuthema »Gewalt an Frauen« gesprochen werden muss. Wir beschäftigten uns mit dieser Kampagne und machten im Anschluss daran ein Gruppenfoto dazu sowie ein Video und posteten beide auf der Website von Active und auf Facebook.

In den nächsten Tagen sollte jeder von uns in Gruppen von je drei Personen die Möglichkeit bekommen, Mitglieder des Parlaments oder der Kommission zu treffen, die sich besondern mit den Themen Alkohol, Drogen und Gesundheit auseinandersetzen. Dazu bekamen wir Richtlinien und Recherchevorgaben, wie wir die Meetings am besten vorbereiten sollten. Am Mittwoch nahmen wir an einer Konferenz des APN (Alcohol Policy Network in Europe) teil. Dies ist eine europäische Plattform, um Wissen und Erfahrungen über die »Gesundheit« in Verbindung mit Alkohol auszutauschen. Wir hörten

drei spannende Vorträge von Mitgliedern des Gesundheitsministeriums aus Belgien, Lettland und Portugal, die uns eine Einsicht in die Alkoholpolitik und deren Schwerpunkte in den Ländern gaben. Im Anschluss an die Vorträge gab es bei der Diskussionsrunde die Möglichkeit, dass wir als Jugendorganisation für mehr Mitspracherecht und Partizipationsmöglichkeiten für Jugendliche in dieser Angelegenheit eintreten konnten. Schließlich endete der Tag mit einer Besichtigung des Parlamentarismus am Place Luxembourg. In dieser permanenten Ausstellung wird man anschaulich über die Entstehung der europäischen Union, die Mitglieder des Parlaments und noch vieles mehr informiert. Der Besuch dort ist kostenlos und in jedem Fall empfehlenswert. Am Donnerstag lernten wir mehr über die »Human Rights Generation«-Kampagne. Bei dieser Kampagne, an der Active ebenfalls teilnimmt, geht es darum Kunst mit sozialen Themen zu verbinden. Beispielsweise wurden kurze Filme über die Realität und Umsetzung der Menschenrechte und verschiedenen Ländern Europas gedreht und anderen Jugendlichen gezeigt, um deren Sichtweise auf dieses Thema zu erweitern. Der Rest des Vormittags stand ganz im Zeichen eines »Creativity Workshops«. »Wie definiert man eigentlich Kreativität?«, fragte uns der Workshopleiter. Nach vielen kreativen aber vergleichsweise unpräzisen Vorschlägen folgte die offizielle Definition: »Die Produktion von etwas Neuem und Nützlichen«. Und dann deren Umsetzung: Nach den langen Konferenzen und Vorbereitungen der letzten Tage waren wir nun ge- und teilweise auch überfordert, uns in kurzer Zeit soviele Verwendungsmöglichkeiten wie möglich für ein Blatt Papier auszudenken. Zum Schluss kürten wir die beiden besten/kreativsten Ideen: Konfetti daraus machen und einen Liebesbrief darauf schreiben. Erleichtert darüber, dass wir den Resultaten dieses kleinen Kreativitätstests zu Folge alle als relativ kreativ eingestuft werden konnten. Außerdem wurde uns der Begriff »Laterales Denken«, der 1967 durch Edward de Bono eingeführt wurde näher erläutert. Auch unter den umgangssprachlichen Wort »Querdenken« verwendet, bedeutet der Begriff, bei Problemen den Lösungsweg über indirekte und kreative Annäherung zu finden. Zwei Beispielaufgaben, deren Lösung laterales Denken erfordert:

1. Ein Mann kauft eine Kiste Kokosnüsse für 5 Dollar pro Kiste und verkauft diese jeweils wieder für 3 Dollar pro Kiste. Nachdem der das einige Zeit lang gemacht hat, ist er Millionär. Wie kommt es dazu?
   Eine Lösung: Er war ein Billionär, der Charity Arbeit gemacht hat.

2. Eine Kiste mit 6 Eiern darin wird von 6 Personen geleert. Jede der Personen nimmt sich ein Ei. Wie kommt es, dass am Ende noch ein Ei in der Kiste ist?
   Eine Lösung: Die letzte Person hat das Ei MIT der Kiste genommen.

Danach waren schließlich wir an der Reihe, kreativ zu unserem »Democracy is Dialogue«-Projekt zu werden. In verschiedenen Gruppen arbeiteten wir an Blogs, Vlogs, Photos und Badges (Na-

1

2

3

4

1 Vorbereitungen für die nächsten Meetings mit Projektteilnehmern aus Island und der Slowakei
2 Debatte über »self- an co-regulation« im »Community of Practice (CoP)« der Europäischen Kommission 3 Meeting mit Attlia Balogh von DG DANCO 4 Kaja Céline Bartsch

mensschilder). Ich war in der »Fotogruppe« und wir arbeiteten an Fotocollagen und Portraitfotos, die später in den Blog zum Seminar gestellt werden sollten. Nachmittags nahmen wir an der 6ten »European Alcohol Policy Conference« von »Eurocare« (European Alcohol policy Alliance) teil. Eurocare ist ein Zusammenschluss von NGO's (Non Governemental Organizations) die an Prävention und der Reduktion von durch Alkohol verursachten Schaden arbeitet. Seit der Gründung 1990 mit neun Organisationen besteht Eurocare inzwischen aus 57 nationalen Organisationen aus 25 europäischen Mitgliedstaaten. Die Vorträge dieser zweitägigen Konferenz wurden von Vertretern der Gesundheitsministerin, der WHO, Wissenschaftlern und Mitgliedern der europäischen Kommission gehalten. Die Kernthemen waren unter anderem:

1. Eine einheitliche Europäische Alkohol Strategie, die 2016 fertig sein soll.
2. Eine Preisregulation für alkoholische Getränke, da in manchen europäischen Ländern Alkohol günstiger zu kaufen ist als Wasser und somit den Konsum unnötiger Weise steigert.
3. Wie Verbrauchern der Inhalt alkoholischer Getränke durch korrekte Beschriftung am besten zugänglich gemacht werden kann.
4. Wann und wie Alkohol beworben werden darf.

Es handelt sich dabei bis jetzt jedoch lediglich um Empfehlungen, bis zu deren Umsetzung wohl noch einige Zeit vergehen wird. Derzeit verfügt die Europäische Union nicht einmal über eine einheitliche Strategie zur Alkoholpolitik, doch durch Events wie dieses bei denen hochrangige Forscher, Politiker und andere Interessierte sich miteinander austauschen können wird sich das hoffentlich ändern. Am Ende der Konferenz hatten meine Arbeitsgruppe und ich ein Meeting mit Attila Balogh, von DG SANCO (Generaldirektion der europäischen Kommission für Gesundheit und Verbraucher), welches wir in den letzten Tagen gemeinsam vorbereitet hatten. DG SANCO bildet mit 960 Mitgliedern einen großen Bereich der europäischen Kommission, der sich hauptsächlich mit der Überwachung der Einhaltung von Gesetzen, die durch die EU in diesem Bereich erlassen wurden, der Abstimmung von Politikbereichen wie Handel, Wettbewerb und Umwelt und dem Handel, der zwischen den Mitgliedstaaten der EU betrieben wird beschäftigt. Als Teil der europäischen Kommission hat diese Institution die »Gesetzesinitiative« in den Bereichen, für die sie zuständig sind inne und kann also Vorschläge für Gesetzesentwürfe einreichen.
Zu Beginn des Interviews mit Attila Balogh waren meine »Arbeitskollegen« aus Island, Slowenien und Schweden und ich aufgeregt, aber der Herr Balogh war sehr offen und ging trotz engem Zeitplan geduldig auf unsere Fragen ein. Er gab uns schließlich den Rat mit noch mehr Vertretern von anderen Generaldirektionen zu sprechen und dort den Austausch zu suchen. So könnte man diese ebenfalls leichter von der Notwendigkeit einer einheitlichen Alkoholstrategie für Europa überzeugen und eventuell deren Unterstützung dafür gewinnen. Dies haben wir uns für unseren nächsten Besuch in Brüssel im Rahmen des DiD Projektes vorgenommen.
Der letzte Tag einer sehr intensiven und spannenden Woche begann wieder in unserem Seminarraum mit einer Fortsetzung des »Creativity Workshops«. Wir erstellten am Computer Collagen aus den einzelnen Bildern und fügten diese in unseren Blog ein, der im Verlauf des Vormittags ebenfalls mehr und mehr Gestalt annahm.
Gemeinsam mit meiner Arbeitsgruppe durfte ich anschließend die Assistentin von Frau Eva Paunova, einem Mitglied des europäischen Parlamentes treffen. Zu diesem Treffen waren wir direkt in das Parlament eingeladen worden. Nachdem wir eine Sichterheitskontrolle passiert und ein Formular ausgefüllt hatten, fanden wir uns mitten in dem großen Parlamentsgebäude zwischen zahlreichen Konferenzräumen wieder. Die Assistentin von Frau Paunova war sofort sehr interessiert, mehr über Active und unsere Projekte zu erfahren. Sie versprach uns, dass es zu einer engeren Zusammenarbeit kommen werde, da Frau Paunova sich insbesondere mit den Themen Verbraucherschutz und Jugendarbeitslosigkeit (auch im Zusammenhang mit Alkohol) beschäftigt. Dieses Treffen war ein großer Erfolg für uns, da wir sehr viel positive Rückmeldung zu unserer Arbeit und das Angebot zu engerer Zusammenarbeit bekamen. Nach unserem Meeting hörten wir weitere Vorträge auf der 6ten »European Alcohol Policy Conference« von »Eurocare« (European Alcohol policy Alliance). Am Abend verfassten wir eine schriftliche Reflektion über die Seminarwoche in Brüssel, unsere Fortschritte, woran wir bis zum nächsten Treffen weiter arbeiten werden und unsere Ziele für das nächste Seminar. Außerdem planten wir von »Juvente Germany« einen Workshop zu diesem Seminar auf dem nächsten Wintercamp anzubieten. Zusammenfassend habe ich diese Woche als sehr lehrreich und spannend erlebt. Es ist ein tolles Gefühl, mit Jugendlichen aus ganz Europa an einem Projekt und dessen aktiver Umsetzung zu arbeiten. Dadurch, dass die Arbeitsgruppen und auch unsere Zimmer in dem Hostel bunt durcheinander gemischt waren, haben wir noch engeren Kontakt mit den Jugendlichen aus anderen Ländern knüpfen und so mehr über deren Kultur lernen können. Persönlich war es für mich besonders schön, die Stadt Brüssel, in der ich ein Jahr Psychologie studiert habe, mal von einer ganz anderen Seite zu erleben und einen Blick »Hinter die Kulissen« der Kommission und des Parlamentsgebäudes zu bekommen. Ich freue mich schon, bald wieder nach Brüssel zu fahren und weiter ein Teil dieses Projektes sein zu dürfen. Bis bald Brüssel, à bientôt Bruxelles!

Bonjour, hi!

Blick auf Downtown Montréal

Als ich den Flieger der Airline Air Canada verließ, konnte mein Abenteuer Auslandspraktikum beginnen.

TEXT & FOTO Birte Jessen

Dank des Kontakts von Dr. Müller-Alcazar ging es Ende März direkt vom Prüfungsstress in den Flieger nach Montréal in Kanada. Bei unglaublichen zwanzig Grad in Deutschland landete ich bei Minustemperaturen und schneebedeckter Umgebung in Kanada. Auch wenn mich der Jetlag anfangs noch in den Seilen hängen ließ, ging es schon bald ans Organisieren. Schließlich möchte man gerade im Ausland nicht von der Außenwelt abgeschnitten sein und so mussten eine Metrocard, eine neue Sim-Karte fürs Handy und viele weitere Dinge angeschafft werden. Ein paar Tage später war es dann endlich soweit und ich hatte meinen ersten Praktikumstag im Labor von Dr. Jens Prüssner im Center for Studies in Aging. Das Team in meinem Praktikum war sehr freundlich und kompetent und ließ mir viele Freiräume. Ich hatte ebenfalls die Möglichkeit, meine eigene Studie durchzuführen (an mir selbst), was über einen Zeitraum von drei Monaten schon einmal etwas nervig sein kann, allerdings eine gute Chance ist, einen Einblick in die psychologische Forschung zu finden.

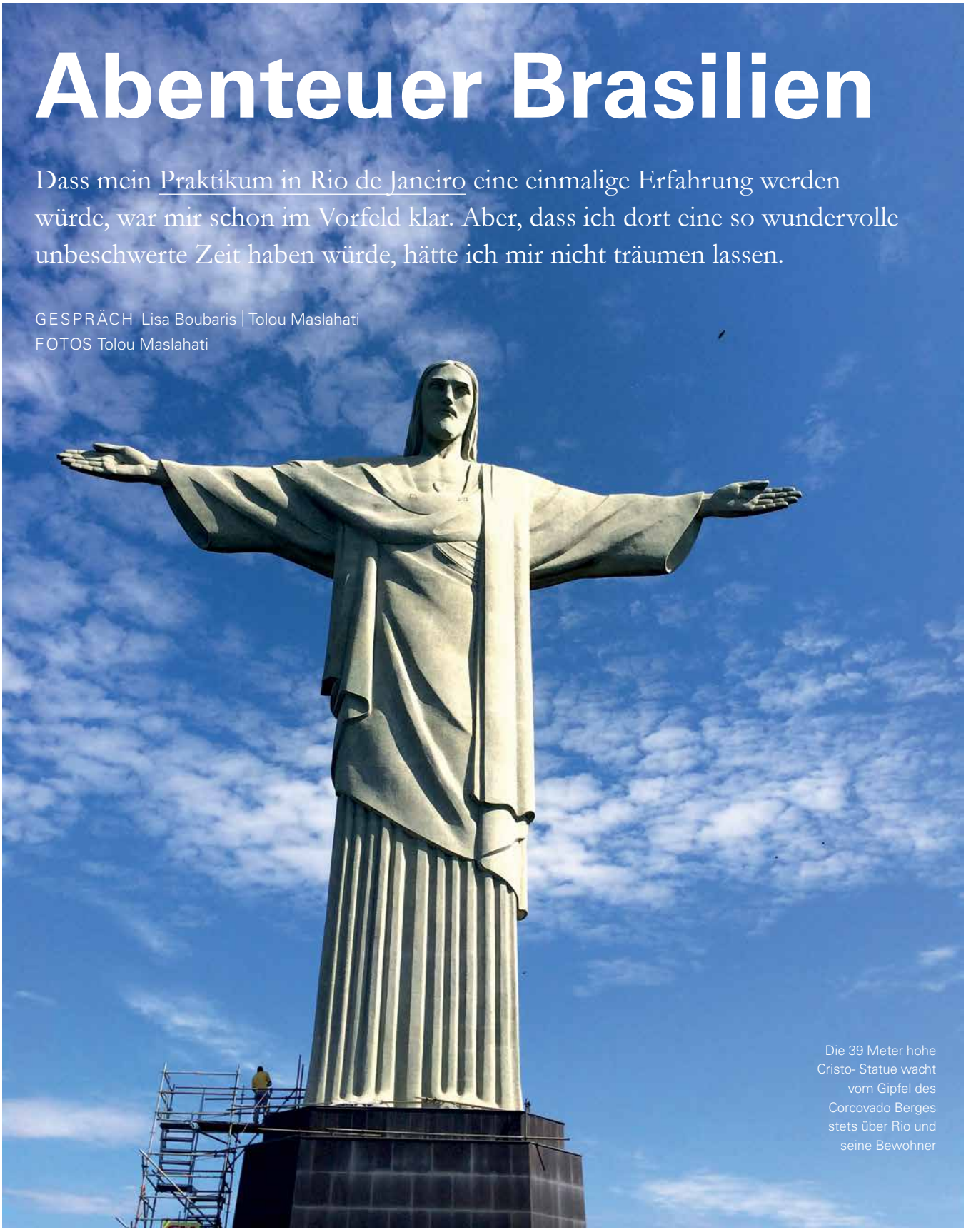
»Das Team in meinem Praktikum war sehr freundlich und kompetent und ließ mir viele Freiräume«

Aber mal weg vom Beruflichen: Montréal hat so Vieles zu bieten. Neben den Spezialgerichten Poutine aus Québec (kurz: Pommes mit Schmelzkäse und Bratensoße) und Beavertail (Biberschwanz – ein Gebäck), gibt es im Sommer unglaublich viele Festivals, Straßenfeste und günstige Studentenangebote. Neben dem Jazzfestival, dem Filmfestival und der Formel 1 Grand Prix Party kann man sich ebenfalls in einem der vielen Parks ein Stück von Shakespeare angucken (Shakespeare in the parc) oder aber man nimmt sein Picknick mit zum Parc du Mont Royal an einem Sonntag und lauscht den Trommeltönen vom allseits bekannten Tam Tam. Auch mit anfänglichen Schwierigkeiten und Zweifeln wurde die Zeit in Montréal eine unvergessliche und atemberaubende Zeit für mich, auf die ich mein Leben lang mit schönen Erinnerungen zurückblicken werde.

Abenteuer Brasilien

Dass mein Praktikum in Rio de Janeiro eine einmalige Erfahrung werden würde, war mir schon im Vorfeld klar. Aber, dass ich dort eine so wundervolle unbeschwerte Zeit haben würde, hätte ich mir nicht träumen lassen.

GESPRÄCH Lisa Boubaris | Tolou Maslahati
FOTOS Tolou Maslahati



Die 39 Meter hohe Cristo- Statue wacht vom Gipfel des Corcovado Berges stets über Rio und seine Bewohner

Mein Lieblingsaussichtspunkt: Der Berg »Dois Irmãos« mit Blick über die Südzone Rio de Janeiros

Was hat dich dazu bewogen, dein Praktikum im Ausland zu absolvieren?

Das war vor allem der Wunsch, mal wieder aus dem Alltag auszubrechen. Ich hatte große Lust, ein neues Abenteuer zu erleben, ich wollte eine neue Sprache lernen, eine neue Kultur und nette Menschen kennenlernen. Dafür erschien mir das Praktikumssemester perfekt.

Warum fiel die Entscheidung auf Rio de Janeiro bzw. Brasilien?

Zu Anfang war ich mir nicht sicher, wo genau ich mein Praktikum absolvieren möchte, doch als Prof. Dr. Budde mir sagte, er könne mir eine Praktikumsstelle in einem Neurowissenschaftslabor in Rio de Janeiro vermitteln, fiel die Entscheidung recht schnell. Nicht nur die Praktikumsstelle hörte sich vielversprechend an, sondern auch das Land von Fußball, Samba und Caipirinhas, der Strand von Copacabana und die wunderschöne melodische Sprache reizten mich sehr.

Wie wurdest du in deinem Arbeitsumfeld aufgenommen?

Nach einigen sehr chaotischen ersten Stunden, gelang es mir endlich, meine Chefin im Labor der Unipsychiatrie zu finden und in mein Praktikum zu starten. Gleich vom ersten Moment an wurde ich herzlichst empfangen und von allen Willkommen geheißen. Meine Chefin und meine Kollegin erfüllen jedes Klischee, das man von Brasilianern haben kann. Sie sind laut, chaotisch, herzlich, warm und mit viel Leidenschaft bei der Arbeit. Dadurch fühlte ich mich schnell wohl und als ein Teil des Teams.

Durftest du eigenverantwortlich arbeiten? Und wie sahen deine Tätigkeiten aus?

Während ich zu Anfang nur mitlief und mir die verschiedenen Forschungsprojekte ansah, wurde mir nach einer Weile ein eigener Datensatz zu Verfügung gestellt, an dem ich selbstständig arbeiten durfte. Außerdem hatte ich immer wieder die Gelegenheit, bei EEG-Experimenten mitzuwirken.

Was hat dir während deines Aufenthalts Schwierigkeiten bereitet? Wie bist du damit umgegangen?

Schwierigkeiten hatte ich nur zu Anfang des Praktikums. Da ich außerhalb des Labors niemanden in Rio kannte, fühlte ich mich vor allem in meiner anfänglichen freien Zeit recht einsam. Aber es dauerte nicht lang, bis ich die ersten Studenten kennenlernte und eine Sprachschule fand, wo ich auch noch einmal vielen netten Menschen begegnete und die Anfangsschwierigkeiten vergaß.

Wo hast du während des Praktikums gewohnt?

Während meines Praktikums wohnte ich in einer WG mit vier anderen Studenten, die mir gute Freunde geworden sind und mit denen ich viele schöne Erinnerungen teile.

Hattest du neben dem Praktikum auch die Gelegenheit, Land und Leute kennenzulernen?

Dank dem freundschaftlichen Verhältnis zu meiner Chefin und meinen Arbeitskollegen lernte ich viel von der brasilianischen Kultur

kennen. Außerdem nahm meine Chefin mich häufig zu verschiedenen Ausflügen mit, wodurch ich auch viele Seiten Rio de Janeiros kennenlernte. Ansonsten nutzte ich die Wochenenden und meine letzte Woche, um verschiedene Städte Brasiliens zu bereisen und mir wenigstens einen kleinen Eindruck von diesem riesigen, vielfältigen Land machen zu können.

Was würdest du jemandem raten, der sich nicht sicher ist, ob er sein Praktikum zuhause oder im Ausland absolvieren soll?

Ich würde absolut jedem raten, ein Praktikum im Ausland zu absolvieren oder ein Semester im Ausland zu verbringen. Das ist die perfekte Möglichkeit, viele wertvolle Erfahrungen zu sammeln und seinen Horizont zu erweitern. Wenn man also auch nur ein kleines Bedürfnis verspürt, ins Ausland zu gehen und auch die Möglichkeit dazu hat, sollte man das unbedingt tun.

Was nimmst du für dich von deinem Aufenthalt in Brasilien mit? Gibt es etwas, das du anders machen würdest?

Von meinem Aufenthalt in Brasilien nehme ich tolle Erfahrungen mit sehr herzlichen Menschen und Erinnerungen von einem der wohl euphorischstem Länder der Welt, in dem die Menschen das Leben zu genießen wissen, mit. An dieser Stelle würde ich mich gerne noch bei Prof. Dr. Budde bedanken, dem ich diese tolle Zeit zu verdanken habe. Vielen Dank für diese einmalige Chance!

1 Strand von Copacabana 2 Meine Praktikumschefin, eine Kollegin und ich bei einem gemeinsamen Mittagessen

CAMPUS

04

Campus Life

Martyrium Wohnungssuche – Studierende packen aus

Auch Heimatlos: Studierende in deutschen Uni-Städten müssen sich noch vor Beginn des eigentlichen Studiums mit der Herausforderung Wohnungs- bzw. Zimmersuche auseinandersetzen. Hier erzählen fünf Studierende von WG-Casting-Marathons, Schimmelbuden und saftigen Maklercourtagen.

FOTOS privat

Name: Kristina
Studiengang: Jura
Studienort: Jena

Als ich mich dazu entschied, mein Jurastudium nicht zu Hause im Norden, sondern im 500 km entfernten Jena zu beginnen, hallten mir die Worte eines meiner Lehrer noch im Kopf, man könne kaum etwas Besseres tun, als im Osten zu studieren. Das Studium sei erstklassig, der Wohnraum bezahlbar und ausreichend vorhanden. Denkste. Während er mit dem Studium absolut Recht hatte und ich die Entscheidung nach Thüringen zu gehen in dieser Hinsicht nicht bereut habe, war die Wohnungssuche ein ganz anderes Thema. »Klein München« nennt man in der Immobilienbranche meine neue Heimat angeblich. Passend, denn die Mieten sind gesalzen und Wohnraum ist ähnlich knapp, wie in der bayrischen Großstadt. Die erste Wohnung, die ich besichtigte, hatte starken Schimmelbefall. Das dürfe man nicht so eng sehen. Man ist als Student ja eh die meiste Zeit in der Uni oder feiern. Ich müsse mich sofort entscheiden, er habe noch eine lange Warteliste und es gäbe genug Leute, die ihm diese Wohnung aus den Händen reißen würden. In der zweiten Wohnung gab es bereits einen Bewohner. Einen süßen Kater nämlich, den der neue Mieter dieser kleinen Bude in Uninähe hätte mit übernehmen müssen – in den Umzugskisten des Vormieters war für den armen Kater wohl kein Platz mehr gewesen. Für WG Zimmer wurden zu Semesterbeginn Castings veranstaltet, zu denen man, damit sich die anderen WG Bewohner eventuell noch erinnern konnten, ein Foto von sich mitbringen und einen 3-seitigen Steckbrief ausfüllen musste. Die Schlangen vor den beliebtesten WGs erinnerten zu Semesterbeginn gern an die Schlange vorm Hamburger Dungeon – ab hier Wartezeit nur noch drei Stunden. In Jena, einer Stadt in der Wohnraum zumindest zu dem Zeitpunkt, als ich eine Bleibe brauchte, so knapp bemessen war, wie die Plätze für die beliebteste Strafrecht-AG, kann man wohl fast alles mit den Studenten machen. Ein netter Makler dachte wohl, er hätte seine Courtage in der Tasche, als er bei einer Besichtigung sein vermeintliches Ass aus dem Ärmel zog. Er wusste, dass ich »vom Wasser« komme und dachte, die Wohnung mit Blick auf die Saale würde Heimatgefühle wecken. Das war sicher gut gemeint, aber wer direkt an NOK, Elbe und Nordsee aufgewachsen ist, und dann die Saale in Jena als großes Highlight verkauft bekommt, fragt sich, ob der Makler ihn veräppeln will, denn die Saale ist an der Stelle etwa so breit, wie die Fähre über den Nord-Ostseekanal lang ist. (Und auf die passen grad zwei LKW.) Außerdem wollte ich die Wohnung auch nicht gleich kaufen, sondern doch erst mal mieten und so wurde es auch diese Wohnung nicht. Letztlich habe ich aber doch eine halbwegs bezahlbare Bleibe ohne bereits anwesendes Haustier oder Schimmelpilzfarm gefunden und zur Mietvertragsunterzeichnung musste ich nicht mal ein Passbild mitbringen. Irgendwann war es so weit, dass eine meiner Freundinnen aus ihrer Wohnung auszog und einen Nachmieter suchte. So erlebten wir, wie es ist, im Wohnungsmarkt mal auf der anderen Seite zu stehen. Wir hörten uns Geschichte um Geschichte von

den Bewerbern an, trockneten Tränen von »obdachlosen« Studentinnen, die schon über 100 Absagen bekommen hatten und bekamen, von einem Anwalts-Kollegen übrigens, sogar Bestechungsgeld angeboten. Angeblich hat sich die Wohnungssituation in Jena seit ich mein Studium begonnen habe, entspannt. Trotzdem bin ich heilfroh, dass ich ein nicht schimmelndes, bezahlbares Dach über dem Kopf habe und mir graut schon jetzt vor der bald anstehenden Wohnungssuche, wenn es nach dem Examen wieder zurück in den Norden geht.

Name: Lukas
Studiengang: Wirtschaftsingenieurswesen
Studienort: Braunschweig

Als ich die Zusage der Universität im Briefkasten fand, bin ich gleich mit dem Auto nach Braunschweig und habe mir ein paar WGs angeschaut. Da regelmäßig zu Semesterbeginn Ausnahmezustand auf dem Markt herrscht, war die Auswahl leider sehr begrenzt und die, die für mich auf der Favoritenliste standen, waren oft schon völlig überlaufen und es wurden bei den »Castings« teilweise ganze Ordner an Bewerberdaten gesammelt. Es kam vor, dass Angebote innerhalb von 30 Minuten aus dem Internet genommen wurden, da die Anfragen schon innerhalb dieser kurzen Zeit das Maß des Vertretbaren überstiegen. Andere Mietverträge sahen vor, dass ich mich mindestens anderthalb Jahre an die Wohnung binden sollte, ohne vorher umziehen zu dürfen. Interessanterweise gab es genug Kaufangebote in der Stadt. Aber wer hat schon in unserem Alter das Geld für einen Wohnungskauf. Viele Leute mussten, weil sie bis zum Semesterstart noch nichts gefunden hatten von zu Hause aus in die Stadt pendeln und verbrachten damit zum Teil über vier Stunden pro Tag. Ein Freund von mir hat auf der Suche nach einer Wohnung sogar das Angebot bekommen eine Garage in einem Hinterhof mit Elektroheizung und kleinem Fenster zu mieten, was aus dem Inserat jedoch nicht ersichtlich war. Das zeigt vielleicht ziemlich gut, wie schlimm für einige die Situation sein muss und wie andere gut wissen dies auszunutzen.
Inzwischen habe ich eine tolle Einzimmerwohnung für mich gefunden und wohne nur fünf Minuten von der Uni entfernt. Zum Semesterende hin gibt es sogar richtig Auswahl, da viele Studenten dann ihr Studium abschließen und in andere Städte ziehen. Das Studentenwerk bietet jetzt auch mehr Wohnheimsplätze an und scheint dadurch die angespannte Situation etwas zu entlasten. Ich denke aber, dass die Lage in anderen Städten, wie zum Beispiel München oder Frankfurt, noch viel schlimmer ist.

Name: Jonas
Studiengang: Maschinenbau
Studienort: Hannover

Meine Wohnungssuche erwies sich schwieriger als erwartet. Ich ging optimistisch an die Sache ran und hoffte auf einen schnellen Erfolg, weswegen ich erst kurz vor Semesterbeginn mit der Suche begonnen habe. Ein großer Fehler wie sich schnell herausstellte. Zu Beginn habe ich probiert, ein Zimmer in einer WG zu finden. Auf passende Angebote habe ich sofort reagiert und viele Mails verschickt. Jedoch bekam ich nur in Ausnahmefällen eine Antwort und diese war meistens dieselbe: Wir haben das Zimmer leider schon vergeben und einen neuen Mitbewohner gefunden. Nach einigen Tagen habe ich meine Taktik geändert und meine komplette Freizeit auf Wohnungssuchportalen im Internet verbracht, um mich möglichst schnell bei neuen Anzeigen telefonisch zu melden, denn ich hatte das Gefühl, dass eine Mail nicht genug Engagement zeigte. Tatsächlich haben sich die Besichtigungen gehäuft und ich versuchte einen guten Eindruck von mir zu vermitteln. Leider habe ich auch hier nur Absagen bekommen. Zeitgleich habe ich mich für einen Platz in dem Studentenwohnheim beworben. Die Warteliste schien grenzenlos, erst ein halbes Jahr später wurde mir ein Angebot gemacht. Zu der Zeit hatte ich jedoch glücklicherweise schon ein Zimmer. Nun stand ich also da, das Semester fing an und ich hatte kein Zimmer.
Die einzige Option die mir blieb, war es, vorerst bei Verwandten in Braunschweig unterzukommen. Ich pendelte jeden Tag 3 Stunden zwischen Braunschweig und Hannover hin und her. Währenddessen war ich nicht nur weiterhin auf WG Suche, sondern habe ich mich für ein Zimmer in einer Notfallunterkunft für gestrandete Studenten wie mich beworben. Innerhalb weniger Tage erhielt ich eine Zusage und konnte so zumindest für einige Wochen in Hannover unterkommen. Ende des Jahres, nach langer und zäher Suche, habe ich durch eine Bekannte die Chance bekommen, die WG ihrer besten Freundin zu besichtigen, in der ein Zimmer frei wurde. Glücklicherweise habe ich mich sofort gut mit den Bewohnern verstanden und nach wenigen Tagen die Zusage bekommen. Nachdem ich vier Monate lang auf der Suche war, hatte ich also endlich ein Zimmer in einer tollen 2er WG bekommen. Müsste ich noch einmal umziehen, würde ich mich auf jeden Fall früher und intensiver um ein Zimmer kümmern.

Name: Anna
Studiengang: Lehramt
Studienort: Paderborn

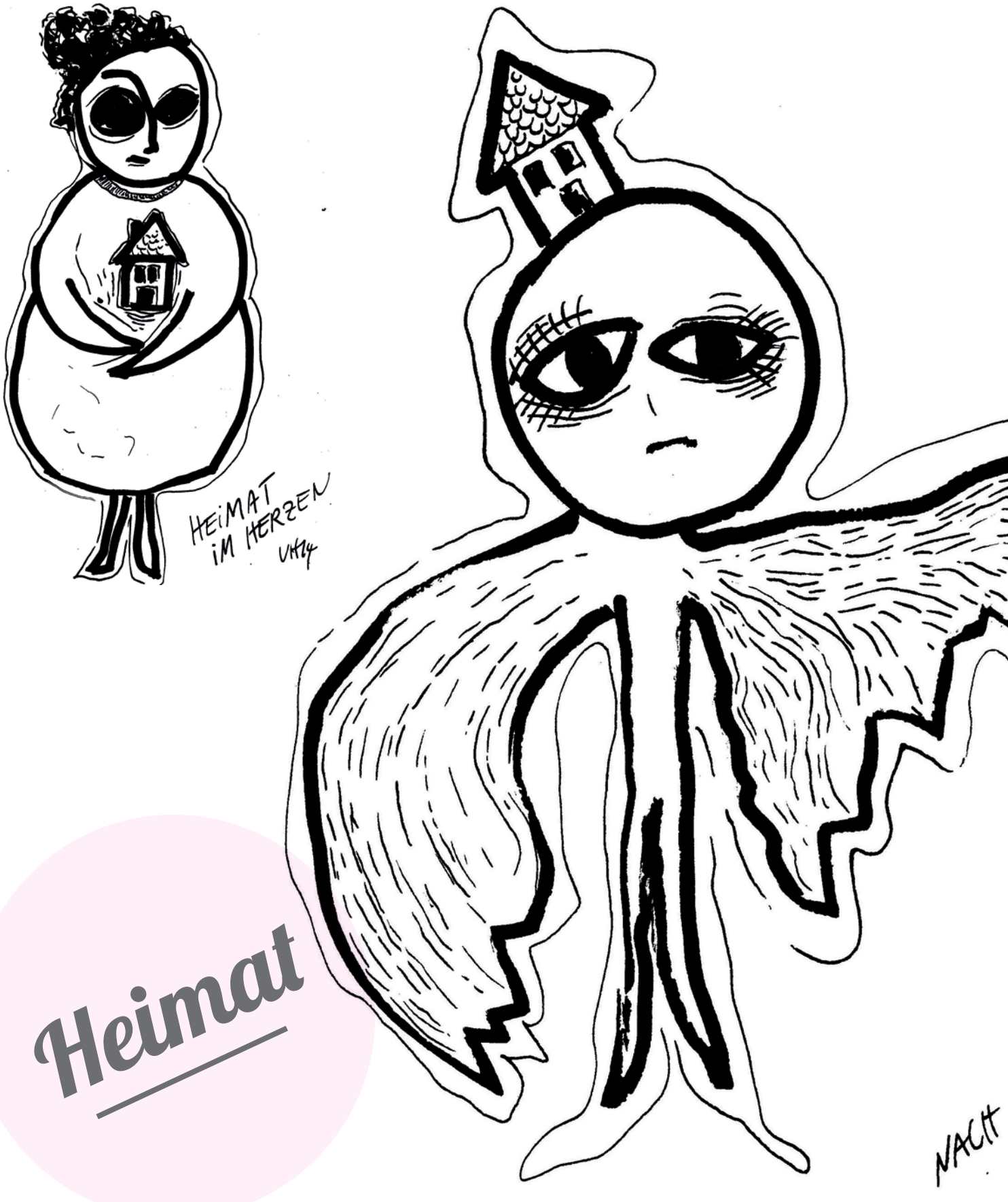
Ich habe im Vergleich zu einer Freundin noch sehr Glück gehabt, als ich eine Woche vor Semesterbeginn die langersehnte Zusage für meine Wohnung bekommen habe. Mit einer Internetbekanntschaft bin ich also am Wochenende vor Unistart in die gemeinsame Wohnung gezogen und wir haben am Samstag ein Mitbewohnercasting für unser drittes Zimmer organisiert. Der Andrang war so riesig, dass wir nicht einmal alle Bewerber einladen konnten. Jede halbe Stunde ist ein Bewerber gekommen und wir haben bestimmt 15x die gleichen Informationen wiedergegeben. Die Entscheidung fiel uns sehr schwer, besonders weil wir viele sehr nette Bewerber hatten und im Hinterkopf nicht vergessen konnten, dass die anderen zum Semesterstart wohl keine Unterkunft haben werden. Nachdem wir uns dann für eine Bewerberin entschieden haben, mussten wir den anderen leider absagen. Eine Kandidatin, der wir abgesagt haben, rief mich am gleich Abend an und erzählte mir von ihrer großen Not: Alle billigen Hotels und auch die Jugendherberge waren ausgebucht und pendeln kam für sie nicht in Frage bei 3,5 Stunden Zugfahrt. Da wir aus der gleichen Gegend kommen und ein paar gemeinsame Bekannte haben, habe ich ihr angeboten, vorerst mit in mein Zimmer zu ziehen. Am nächsten Tag ist sie also mit Sack und Pack zu uns gekommen und mit bei mir eingezogen. Wir haben nicht nur mein Zimmer geteilt, sondern auch mein Bett. Was ursprünglich nur für wenige Tage angedacht war, hat sich auf einen ganzen Monat hingezogen, da die Wohnungssituation in Paderborn so schlecht war. Obwohl wir uns vorher nicht gekannt haben, haben wir uns gut mit der ungewöhnlichen Wohnsituation arrangiert und nach den 31 Tagen sind wir sehr feste Freunde geworden.

Name: Eike
Studiengang: Umwelttechnik
Studienort: Bremen

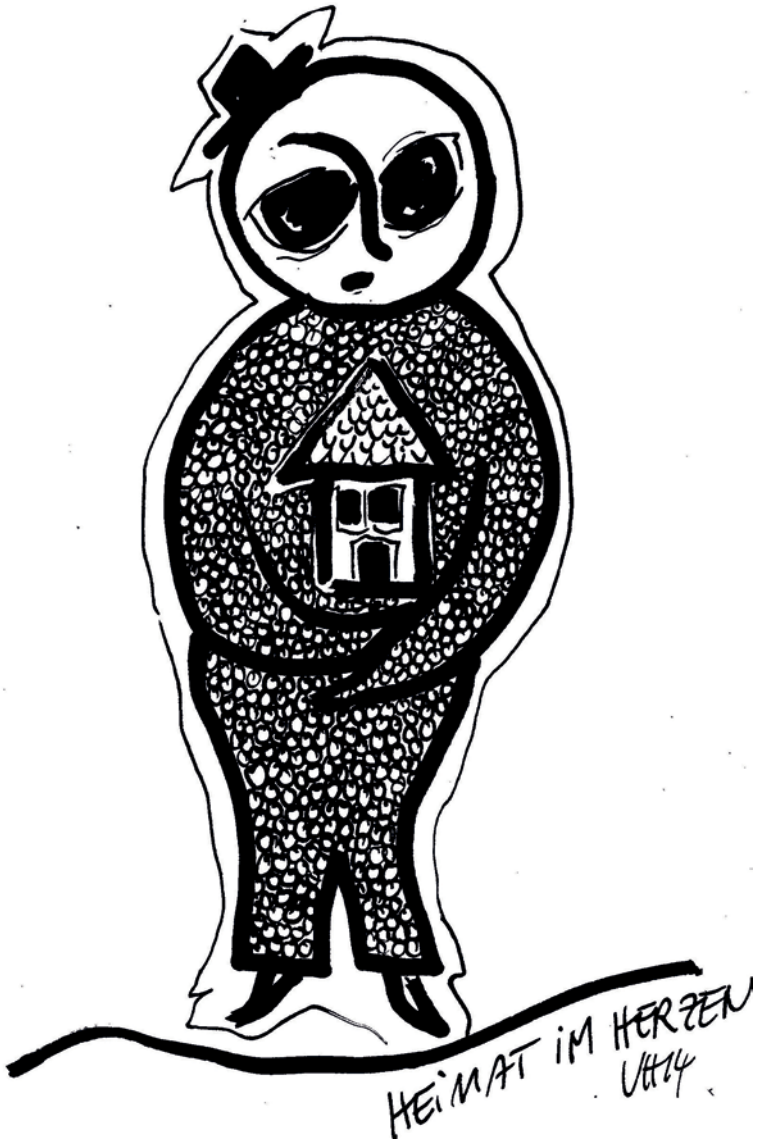
Ich wohne jetzt seit fast drei Jahren in Bremen und bin nun in meiner dritten WG. Das heißt jedes Jahr ein Umzug und die Suche nach einer neuen Bleibe. Beim ersten Mal war es am einfachsten. Ich war auf der Suche nach einer bestehenden WG um Leute und Anschluss in einer neuen Stadt zu finden. Nach der fünften Besichtigung hatte ich bereits zwei Stunden nach dem »Casting« die Zusage für ein 20 m² Zimmer in direkter Citylage für einen bezahlbaren Preis. Nach einem Jahr beschloss ich mit einem Kumpel zusammen zu ziehen und eine neue Bleibe zu suchen. Da wir zu dem Zeitpunkt beide berufstätig waren und Geld verdienten, hatten wir einen großen Vorteil gegenüber anderen. Allerdings stießen wir häufig auf Vermieter die »schlechte Erfahrungen« mit WGs gemacht hatten und erzählten im gleichen Atemzug Geschichten von Pärchen, die sich nach kurzer Zeit getrennt haben und die Wohnung wieder aufgeben. So wird dann alles gerne mal über einen Kamm geschoren und die Anfahrt zur Wohnung hat letztlich länger gedauert als die eigentliche Besichtigung. Irgendwann haben wir uns dann für eine 3-Zimmer-Wohnung mit Terrasse in anständiger Lage entschieden; für einen überteuerten Mietpreis und saftiger Maklercourtage. Nach drei Monaten haben wir dann zum ersten Mal in einem der Zimmer Schimmel entdeckt, der sich schnell über die Wände verbreitet hat. Natürlich haben wir, laut Vermieter, »falsch gelüftet« aber das Problem wurde trotzdem durch ihn behoben. Als der Schimmel zwei weitere Male wiederkam, entschied sich mein Mitbewohner zu seiner Freundin zu ziehen. Da ich zu diesem Zeitpunkt ins Studentenleben startete gaben wir die Wohnung auf. Wieder wollte ich mit einem Freund zusammenziehen, dieses Mal als Azubi-Studenten-Duo. »Nein, lieber keine WG«, »Nur an Berufstätige« und »Es sollte schon eine Familie oder zumindest ein Pärchen sein« gehörten zu den beliebtesten Absagen. Die Wohnungen, die Studenten und Azubis angeboten werden, sind so geräumig, dass man sich die Zähne putzen kann, während man beim Duschen auf dem Klo sitzt.

Nach einigen Besichtigungen haben wir eine schöne, bezahlbare 3-Zimmer-Wohnung in der Bremer Neustadt gefunden. Der Vermieter war damit einverstanden, dass wir erst am nächsten Tag zu- oder absagen. Als wir ihm dann zusagen wollten, war die Wohnung weg. Zwei Tage später. Zwei Minuten vor einer weiteren Wohnungsbesichtigung klingelte mein Handy und der Vermieter überlies uns die Wohnung nun doch. Mal sehen ob in einem Jahr, aus welchen Gründen auch immer, wieder ein Umzug ansteht …

»Wir haben nicht nur mein Zimmer geteilt, sondern auch mein Bett.«



Heimat



HAUSE ...

UH14

Zeichnungen von Ulrike Hinrichs

Mehr Informationen zur Künstlerin unter aufdemsofa.com

Engagement im Studierendenrat

Du bist Studierender der MSH und hast Fragen oder Anregungen, möchtest Sachen diskutieren, anstoßen und Ideen äußern? Dann wende Dich an den Studierendenrat der MSH Medical School Hamburg.

TEXT & FOTO Carolin Spindler | Tilo Edelmann

Die Tatsache, dass die MSH in den letzten Jahren deutlich gewachsen ist, wirkt sich auch auf den Studierendenrat aus. Das haben wir zum Anlass genommen uns zu Beginn des Wintersemesters 2014/15 im Rahmen eines Workshops »Strukturen und Aufgaben des Studierendenrates« zusammen zu setzen. Hierzu konnten wir im November 30 interessierte Studierende begrüßen. Wir haben uns die Zeit genommen zu überlegen, wie man unter Berücksichtigung der Tatsache, dass wir immer mehr werden, die Stura-Sitzungen in Zukunft gestalten und verbessern könnte.
Wir möchten uns bei allen Teilnehmern für ihre konstruktive Mitarbeit bedanken. Gleichzeitig möchten wir auch diejenigen ansprechen, die Lust haben mit zu machen und sich am Austausch und an Ideen(weiter-)entwicklung beteiligen möchten.
Ihr seid herzlich eingeladen, an den Sitzungen teilzunehmen (Termine siehe Infokasten) Außerdem könnt ihr uns, Carolin Spindler und Tilo Edelmann, unter folgenden E-Mailadressen erreichen: cairo.spindler@gmail.com und tilo-edelmann@gmx.de.

Euer Studierendenrat
Carolin Spindler und Tilo Edelmann

Rege Teilnahme: Workshop »Strukturen und Aufgaben des Studierendenrates«

StuRa-Treffen im Sommersemester 2015
09. April 2015, 07. Mai 2015, 04. Juni 2015 und 16. Juli 2015

Eure Ansprechpartner
Carolin Spindler
cairo.spindler@gmail.com

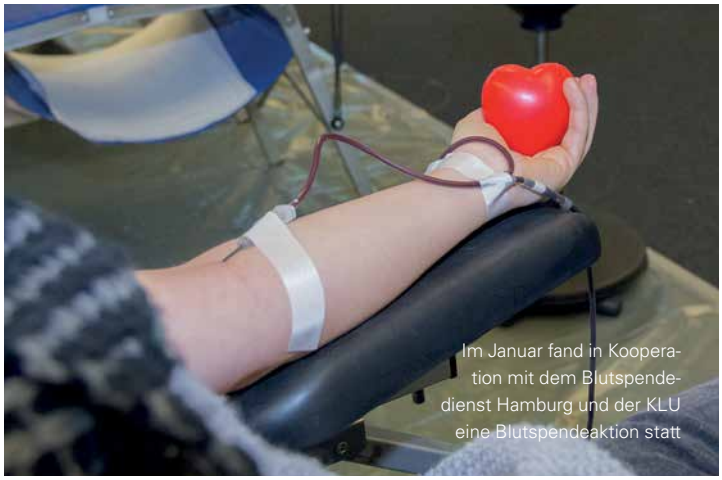
Tilo Edelmann
tilo-edelmann@gmx.de

Über den StuRa
Der Studierendenrat vertritt die Gesamtheit der Studierenden der Hochschule und ist Organ für die fachlichen, sozialen und kulturellen Belange der Studierenden. Dabei finden circa alle vier Wochen Meetings statt, in denen u.a. Veranstaltungen geplant, soziale Projekte angestoßen oder Themen wie »Was ist gute Lehre?« diskutiert werden. Letzteres findet in Form eines Round Tables statt, bei dem Studierende, Management-Mitarbeiter und Professoren/Dozenten gemeinsam an einem runden Tisch sitzen. Außerdem organisieren wir Sport- und Freizeitkurse und nehmen gemeinsam an sportlichen Veranstaltungen teil. Aber auch feierliche Aktivitäten wie Halloween-Partys oder nette Grillabende im Sommer stehen auf unserem Programm.

Aktiv werden

Das Komitee für soziale Projekte der MSH Medical School Hamburg stellt sich vor: Zeige Initiative und soziales Engagement, werde informiert über unsere neuesten Aktionen, Jobangebote bei renommierten sozialen Trägern, Praktikaideen, ehrenamtliche Projekte und Vieles mehr.

TEXT Ama Hellhammer | Reza Hessamian FOTOS Parham Khorrami



Im Januar fand in Kooperation mit dem Blutspendedienst Hamburg und der KLU eine Blutspendeaktion statt

Wir als Studierende der MSH Medical School Hamburg schaffen mit dem Komitee für soziale Projekte neue Kooperationsmöglichkeiten zwischen der Hochschule und sozialen Einrichtungen – hamburgweit. Ziel ist es, unsere Mitmenschen (besonders junge Leute und die Studenten) darauf aufmerksam zu machen, dass jeder von uns etwas dazu beitragen kann, aufeinander Acht zu geben um das gesellschaftliche Miteinander zu stärken.
Gemeinsam mit innovativen gemeinnützigen Hamburger Organisationen, arbeiten wir an kreativen Projekten und Aktionen, bieten die Möglichkeit zum direkten Austausch und zur Vernetzung. So haben wir z. B. im Wintersemester 2014/15 unter unserer Überschrift »Nachbarschaft Hafencity« gemeinsam mit der KLU und dem Blutspendedienst Hamburg zur großen Blutspendeaktion in der MSH aufgerufen, bei der der gesammelte Erlös der Stiftung Mittagskinder zugute kam. Wir haben zur Hausaufgabenhilfe für benachteiligte Kinder inspiriert, gemeinsam mit Stiftungen und Studierendengruppen an gesundheitspsychologisch maßgeschneiderten Konzepten gefeilt und Zusammenarbeiten vermittelt. Ab diesem Winter beispielsweise entwickelt die Studierendengruppe um Carolin Hölscher und Malte Zweers gemeinsam mit der Stiftung Mittagskinder, ein kindgerechtes Konzept zur langfristigen gesunden Ernährung für Kinder mit Übergewicht. Wenn Du Interesse hast Eigeninitiative zu zeigen, melde Dich einfach bei uns oder komm gerne zu einem unserer Komitee Treffen – Werde aktiv!

Eure Ansprechpartner
Reza Hessamian
reza_hessamian@hotmail.de

Ama Hellhammer
a.hellhammer@gmx.de

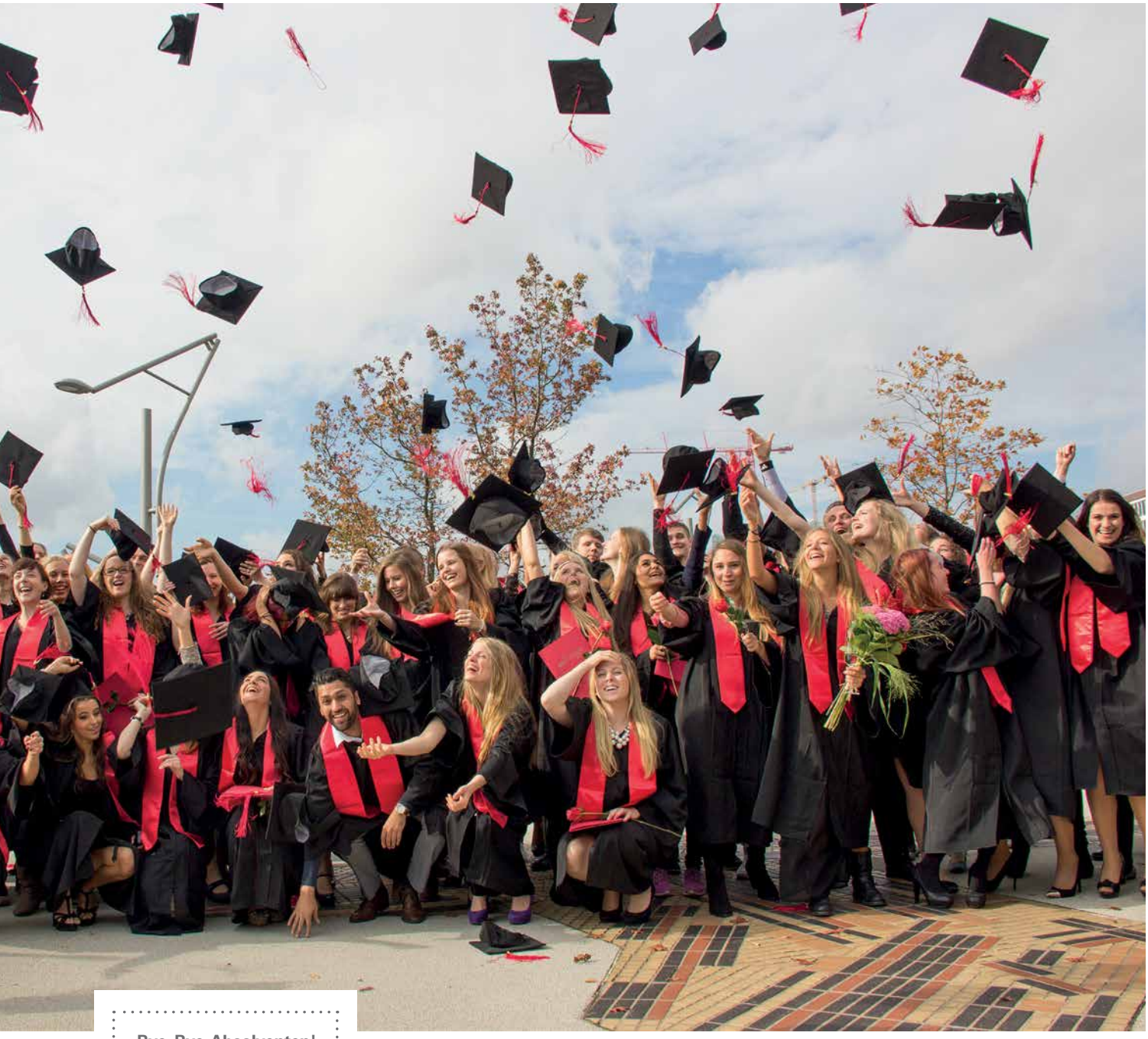
Ein Rückblick in Bildern

Wintersemester 2014/15

Herbstball
Das Wintersemester 2014/15 wurde am 10. Oktober 2014 feierlich mit dem traditionellen Herbstball eingläutet. Die Show-Band »Stars on Tour« begleitete den Abend und die Nacht musikalisch. Bis in die Morgenstunden wurde in den Räumlichkeiten des Großen Grasbrooks 15 gefeiert und getanzt.

TEXT Lisa Boubaris FOTOS Parham Khorrami

Boston



Bye, Bye, Absolventen! Am 09. und 10. Oktober haben wir die diesjährigen MSH Absolventen der Studiengänge Psychologie, Klinische Psychologie und Psychotherapie, Medizinpädagogik und Transdisziplinäre Frühförderung verabschiedet.

Schön, dass Sie da sind!
08. Oktober, 10 Uhr im »Goldenen Ei«: An diesem Mittwochvormittag begrüßte die MSH Medical School Hamburg ihre neuen Vollzeit-Studierenden. Insgesamt durften wir an diesem Tag circa 370 neue Gesichter in der Hafencity begrüßen. Auf der anschließenden, gemeinsamen Fahrt über die Elbe, konnten erste Kontakte zu den neuen Kommilitonen geknüpft werden.

Schön, dass Sie da sind!
Am darauf folgenden Vormittag wurden unsere neuen Teilzeit-Studierenden feierlich im »Goldenen Ei« begrüßt. Über 100 neue Studierende werden in den kommenden Semestern Advanced Nursing Practice, Medical Controlling and Management, Medizinpädagogik, Rescue Management, Ergotherapie, Logopädie und Physiotherapie studieren. Auf eine aufregende, neue Zeit!

ROCKtober an der MSH
Ein ganz besonderes Spektakel bot ebenfalls zum Semesterauftakt die Band »Jimmy Cornett and the Deadmen«.
Unter dem Motto »ROCKtober an der MSH« heizten die Rocker dem Publikum ein und überzeugten durch ihre »natürliche und sympathische Art, angereichert mit exzellenten Entertainer Qualitäten«. Der Eintritt war für die Studierenden an diesem Abend natürlich frei.

»Dadurch, dass unsere Dozenten aus dem Praxisfeld der Frühförderung stammen, wird uns von Beginn an ein realer Einblick in den Arbeitsalltag gewährleistet. Durch ihre jahrelange Erfahrung und unsere Hospitationsmöglichkeiten lernen wir die Arbeit in der Frühförderung mit all ihren Höhen und Tiefen kennen. Das gibt mir das Gefühl, soweit wie es möglich ist, auf den Beruf vorbereitet zu werden.«

Sarah Langhein | Transdisziplinäre Frühförderung (Bachelor)

Ersti-Wegweiser

Sie sind frisch im Studentenleben angekommen? Dann haben wir hier ein paar Tipps, wie Sie gut in das erste Semester starten.

Anfahrt

Die MSH liegt inmitten der modernen Hafencity mit Blick auf die Elbe. Am besten fahren Sie mit der U4 bis zur Haltestelle Überseequartier, mit dem Bus 111 bis zur Haltestelle Magellan Terrassen oder mit dem Auto in Richtung Zentrum/Hafencity (Autobahn A1, A47, A23 und A255). Wir empfehlen Ihnen, im Parkhaus Speicherstadt zu parken.

BAföG

Grundsätzlich haben alle Studierenden die Möglichkeit, BAföG zu beantragen. Das zinslose Darlehen vom Staat muss nach Abschluss des Studiums nur zur Hälfte zurückgezahlt werden. Achtung: Für die Berechnung des BAföG-Satzes dient meist das Einkommen der Eltern. Außerdem sollten Sie die Förderung möglichst frühzeitig beim Studierendenwerk Hamburg bzw. dem Amt für Ausbildungsförderung beantragen. *bafoeg.bmbf.de*

Bibliothek

Die MSH hat eine Präsenzbibliothek, in der Sie montags bis freitags Literatur ausleihen können. Sollte Ihr gewünschtes Buch nicht vorhanden sein, können Sie sich einen Bibliotheksausweis von der Staatsbibliothek ausstellen lassen. Wir übernehmen die Kosten. Weitere Infos und Online-Kataloge finden Sie unter folgender Adresse: *medicalschool-hamburg.de/campus-life/bibliothek*

Career Center und International Office

Das Career Center unterstützt Studierende von Beginn des Studiums an bis zum Übergang ins Berufsleben – und darüber hinaus. Durch persönliche Beratung und Informationen geben wir Ihnen Orientierungsmöglichkeiten und Perspektiven.
medicalschool-hamburg.de/career-center-international-office

Hochschulsport

Der Hochschulsport Hamburg bietet allen MSH Studierenden ein breites Sportangebot für wenig Geld: Zum Beispiel die Fitness-Card, mit der Sie schon ab 20 Euro monatlich (12 Monate Laufzeit) in drei Fitnessstudios trainieren können.
hochschulsport-hamburg.de

Semesterticket

Alle Vollzeit- und ausbildungsbegleitenden Studierenden erhalten ein Semesterticket für ca. 161 Euro und sind damit berechtigt, die Angebote des HVV zu nutzen.
hvv.de/fahrkarten/wochen-monatskarten/karten-azubis-studenten

Stipendien

Finanzielle Förderung für Begabte gibt es von verschiedenen Organisationen wie Gewerkschaften, Kirchen oder Parteien. Auch die MSH selbst fördert die Stärken und Talente leistungsorientierter und engagierter, junger Menschen. Die Bewerbung ist nach dem ersten Semester möglich.
medicalschool-hamburg.de/studium-an-der-msh/finanzierung/msh-stipendium

Veranstaltungen

Die MSH konzentriert sich nicht nur auf Studium und Forschung, sondern möchte ihren Studierenden auch ein interessantes »Drumherum« bieten: Von Semesterpartys, über Podiumsdiskussionen bis hin zu Kunst-Ausstellungen ist alles dabei. Weitere Informationen finden Sie immer aktuell auf Facebook und der Internetseite der MSH.

Wohnungssuche

Leider ist der Hamburger Wohnungsmarkt sehr umkämpft und es wird immer schwieriger, eine zentral gelegene und bezahlbare Wohnung zu finden. Deshalb empfiehlt es sich, hier ein wenig mehr Zeit einzuplanen. Über die Seiten *wg-gesucht.de* oder *immonet.de* können Sie online nach WGs und Wohnungen recherchieren.

Studierendenrat

Der Studierendenrat (Stura) ist die studentische Vertretung der Hochschule. Haben Sie Fragen, Anregungen oder sogar Probleme sind insbesondere die Vorsitzenden des Stura, Carolin Spindler und Tilo Edelmann für Sie da.
medicalschool-hamburg.de/campus-life/studierendenrat

Hamburg, meine Perle

Du bist neu in der Stadt? Dann lass' dich von den Geheimtipps des Hochschulmanagements inspirieren und begib' dich auf Entdeckungsreise in der Hansestadt.

↓ Party

Hörsaal

Cocktails, Funk und Soul laden im Hörsaal auf dem Spielbudenplatz zum ausdauernden Feiern ein. Die günstigen Drinks werden von freundlichen Barkeepern serviert. Das alles belebt in Verbindung mit den guten DJ's jedes Tanzbein!

Spielbudenplatz 7, 20359 Hamburg
U3, St. Pauli | S1–3, Reeperbahn
hoersaal-hamburg.de

Good Old Days Dancing Bar

Wer richtig gute Drinks in entspannter Atmosphäre und mit toller Musik mag, kommt um die Good Old Days Bar in der Max-Brauer-Allee nicht lange herum. Egal welchen Cocktail oder Longdrink man favorisiert – das Team beherrscht alles in beeindruckender Qualität. Tipp: die zusätzliche Gin Tonic Bar am Wochenende.

Max-Brauer-Allee 275, 22769 Hamburg
S21, S31, Holstenstraße | Bus 15 Schulterblatt
U3, S21, S31, Sternschanze

Der goldende Handschuh

Nicht für jedermann, nur für Verrückte! Wer einmal mit den Ausgestoßenen dieser Welt den Morgen begrüßen möchte, der findet ihr Refugium im goldenen Handschuh. Hier heulen Steppenwölfe gemeinsam ihr Klagelied, Verbrauchte ertränken zusammen ihren Weltschmerz. Nicht für jedermann.

Hamburger Berg, 20359 Hamburg
S1–3, Reeperbahn

Mitten auf dem Kiez: Im Hörsaal läd' Funk und Soul zum Tanzen ein

↓ Essen / Trinken

Café Altamira Tapa-Bar

Reichhaltige Speisekarte für jeden Geschmack – auch für Vegetarier. Die Symbiose aus freundlicher Bedienung, guten Service und spanischer Atmosphäre entführt die Gäste auf eine kulinarische Reise.

Thomasstraße, 22761 Hamburg
S1, S3, Altona | cafealtamira.de

Arizona Steak House

Der Besitzer gibt an geselligen Abenden in kleinen Kreisen auch gerne mal eine Runde Absacker aus und das Essen ist natürlich hervorragend.

Barmbeker Straße 150, 22299 Hamburg
U1 Hudtwalckerstraße | U3 Sierichstraße |
Bus 20, 25, 26, 109 Winterhuder Marktplatz
steak-house-arizona.de

Das Achterbahnrestaurant »Schwerelos«

Erlebnis-Gastronomie at it's best: In diesem Restaurant gibt es keine Bedienungen. Ihr könnt euer Essen selbst am Tisch durch Touchscreens auswählen und bestellen. Kurze Zeit später rutscht es dann auf Schienen, die durch das ganze Restaurant führen, zu euch auf den Platz.

Harburger Schloßstraße 22, 21079 Hamburg
S3, S31 Hamburg-Harburg Rathaus |
Bus 142, 154, 157 Harburger Schloßstraße
rollercoaster-hamburg.de

Frau Möller

In der Langen Reihe überzeugt das gemütliche Gasthaus an der Ecke mit guter Hausmannskost zu fairen Preisen. Wer früh genug da ist, kann einen der beliebten Tischen

direkt vor den großen Leinwänden ergattern und in uriger Atmosphäre alle Spiele seiner Lieblingsmannschaft verfolgen.

Lange Reihe 96, 20099 Hamburg

U1, Lohmühlenstraße | Bus 6, 37, 607 AK St. Georg

fraumoeller.com

La Pergola Due

»Italienische Restaurants hat Hamburg wahrlich genügend, aber seit meinem ersten Besuch zieht es mich nur noch hierher.« Zentral in den Colonnaden gelegen überzeugt das »La Pergola Due« nicht nur mit seinen leckeren Gerichten, sondern auch mit dem freundlichen Personal, tollen Ambiente und dem Außenbereich in den warmen Monaten. Man sollte aber möglichst immer reservieren, um nicht lange auf einen Tisch warten zu müssen. (Persönlicher Tipp: die Krabbensuppe vorweg und im Hauptgang die Penne Con Carne.)

Colonnaden 72, 20354 Hamburg

U1, Stephansplatz | U2, Gänsemarkt | U2, U1, S1–3, Jungfernstieg | lapergola-due.de

↓ Diverse

Kleiderei

Leihen statt Kaufen – das ist das Motto des Szeneladens in der Schanze der beiden Studentinnen Pola und Thekla. Ob lokale Jungdesigner, Vintage oder H&M, hier ist für jeden Geschmack etwas dabei. Eine Mitgliedschaft, die einmalig ausprobiert oder im Abo verlängert werden kann, kostet 14 Euro im Monat. Dafür erhaltet ihr bis zu zwei Teile pro Woche. Mehr Nachhaltigkeit, statt blindem Konsumverhalten – »because sharing is caring!«

Bartelsstraße 65, 20357 Hamburg

Do & Fr, 12–20 Uhr | Sa 12–18 Uhr

U3, S21, S31, Sternschanze | kleiderei.com

Nordwandhalle

Klettern mitten auf der Elbinsel: Nur drei S-Bahnstationen vom Hauptbahnhof entfernt präsentiert sich die Nordwandhalle auf circa 4000 qm Gesamtkletterfläche. Über 250 Seilkletterrouten und fast ebenso viele Boulderrouten lassen alle Kletterherzen höher schlagen. Ein umfangreiches Kursangebot lockt Jung und Alt – und wer das Bouldern (seilfreies Klettern in Absprunghöhe) ausprobieren möchte, kann dies jederzeit auch ohne Trainerunterstützung tun.

Anschließend können hungrige Klettermägen im halleneigenen Restaurant »Refugium« gefüllt werden, die selbstgemachte Pizza mit Belägen nach Wahl ist längst kein Geheimtipp mehr. Eine wunderbare Gelegenheit für eine Auszeit, um dem Alltag für kurze Zeit zu entfliehen.

Mo–Fr, 10–23 Uhr | Sa, So & Feiertage 10–22 Uhr

Am Inselpark 20, 21109 Hamburg

S31, S3, Wilhelmsburg | nordwandhalle.de

Wilhelmsburger Kletterparadies: Die »Nordwandhalle« bietet reichlich Platz zum Austoben

Obstblüte im Alten Land

Pralle Äpfel und saftige Kirschen verzaubern das Alte Land ab März in ein farbenprächtiges Naturschauspiel am Elbstrom. Raffinierte Besucher fahren einfach mit der Lühe-Schulau-Fähre und Ihrem HVV Ticket über die Elbe ins Alte Land. Vorort lassen sich günstig Fahrräder für Erkundungstouren ausleihen.

Mit der S1 bis nach Wedel fahren. Von dort ist die Lühe-Schulau-Fähre fußläufig zu erreichen.

Dauer der Überfahrt: 20–25 Minuten

Fahrpläne: luehe-schulau-faehre.de

MSH Semesterplaner

Sommersemester 2015

März 2015

09. – 13.03.
Springschool der Logopädie-, Ergotherapie- und Physiotherapie-Studierenden

13.03.
Bewerbungsfrist MSH Stipendium

April 2015

08.04.
Absolventenverabschiedung

08.04.
Studienstart der neuen Vollzeit-Studenten

09.04.
Studienstart der neuen Teilzeit-Studenten

08. – 10.04.
Erstitage

09. – 13.04.
Blockwochenende

09.04.
Stura-Sitzung

10.04.
Semesterauftaktparty

17.04.
Vernissage Majken Jacoby

20.04.
Kick-Off »Future of Education«

23.04. / 17 Uhr
Infoabend an der MSH

23.04. / 18 Uhr
Vortragsreihe »Psychologie im interkulturellen Dialog«: »Kultur und Aggression – Theoretische Perspektiven und empirische Befunde« (Prof. Dr. Dr. Wolfradt)

23. – 26.04.
»Cup der Privaten« in Berlin

Mai 2015

07.05.
Stura-Sitzung

07. – 11.05.
Blockwochenende

07.05. / 18 Uhr
Vortragsreihe »Psychologie im interkulturellen Dialog«: »Die Autoritäre Persönlichkeit als ›basic personality‹ der modernen Industriegesellschaft« (Dr. Oesterreich)

09.05.
Poetry Slam

21.05. / 17 Uhr
Infoabend an der MSH

30.05.
Messe »Studieren im Norden«

Juni 2015

04. – 08.06.
Blockwochenende

04.06.
Stura-Sitzung

05.06.
2. Fachtag »Advanced Nursing Practice«

18.06. / 17 Uhr
Infoabend an der MSH

18.06. / 18 Uhr
Vortragsreihe »Psychologie im interkulturellen Dialog«: »Methodische Herausforderungen interkultureller Forschung« (PD Dr. Rippl und Dr. Seipel)

20.06.
Abschlusspräsentationen »Future of Education« in Berlin

23. – 24.06.
Messe »Vocatium«

25.06.
Round-Table

25. – 29.06.
Blockwochenende

27.06. / 10 – 15 Uhr
Offener Campustag

30.06.
2. Notfallsanitätersymposium

Juli 2015

02.07. / 18 Uhr
Vortragsreihe »Psychologie im interkulturellen Dialog«: »Märchenhafter Alltag – Märchen als Schlüssel zum Verständnis der Gegenwartskultur« (Prof. Dr. Fitzek)

16.07.
Stura-Sitzung

18.07.
MSH Semesterabschluss mit Grillen

16. – 20.07.
Blockwochenende

23.07. / 17 Uhr
Infoabend an der MSH

August 2015

27.08. / 17 Uhr
Infoabend an der MSH

September 2015

05.09. / 10 – 15 Uhr
Offener Campustag

24.09. / 17 Uhr
Infoabend an der MSH

… ist der Lauf der Dinge

Impressum

MSH Medical School Hamburg GmbH
University of Applied Sciences and Medical University

Am Kaiserkai 1 · 20457 Hamburg
Telefon 040.36 12 26 40 · Telefax 040.36 12 26 430
info@medicalschool-hamburg.de
Facebook.com/MSHMedicalSchoolHamburg

Herausgeber & V.i.S.d.P.
Ilona Renken-Olthoff,
Geschäftsführerin

Textredaktion
Ilona Renken-Olthoff, Toni Herrling, Lisa Boubaris

Bildredaktion
Parham Khorrami, Lisa Boubaris

Konzept & Gestaltung
Lisa Boubaris

Mitarbeit
Giw Aramian, Kaja Céline Bartsch, Anna Becker, Jonas Becker, Johanna Borstelmann, Eike Bronn, Hannes Carsten, Heidi Cummerow, Jérôme Daebler, Kristina Delventhal, Ida Drey, Tilo Edelmann, Anne Gabriel, Michael Ganß, Morgaine Heiland, Ama Hellhammer, Reza Hessamian, Ulrike Hinrichs, Birte Jessen, Prof. Dr. Harald Karutz, Lennart Kemme, Sabrina Lemke, Daniel Liebner, Tolou Maslahati, Prof. Dr. Olaf Morgenroth, Nadine Oellingrath, Annika Pohlmann, Prof. Dr. Manfred Pretis, Cornelia Reher, Philipp Rocker, Franz Röder, Dr. Jan Sonntag, Carolin Spindler, Julia Steinweg, Lukas-Caspar Thielmann, Anja Timm, Dr. Alexander Trefz, Romy Zeller, Catharina Zuleger.

Bildnachweis
wie jeweils angegeben; zudem: Titel hasselblad 15/photocase.de, S. 4: Parham Khorrami; S. 5: Tolou Maslahati; S. 6: Parham Khorrami; S. 7: Lisa Boubaris; S. 18: markusspiske/photocase.de; S. 19: denhans/photocase.de; S. 20: emanoo/photocase.de; S. 21: Vera Kuttelvaserova/fotolia.de; S. 22: Michael Hagedorn; S. 25: Sybille Kastner; S. 33: Margarete Eberhardt. Quelle: Gedenkschrift für Margarete Eberhardt (1961), S. 4. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages Felix Meiner, Hamburg.; S. 35: froodmat/photocase.de; S. 41: like.ice.in.the/photocase.de; S. 53: Nadine Platzek/photocase.de; S. 58–59: Ulrike Hinrichs; S. 72: hoersaal-hamburg.de/location; S. 73: nordwandhalle.de; S. 76: hasselblad 15/photocase.de

Auflage 2 500

Redaktionsschluss 30. Januar 2015

Für die Richtigkeit aller Angaben übernimmt die Redaktion keine Gewähr. Die Redaktion setzt voraus, dass ihr zur Veröffentlichung zur Verfügung gestelltes Material frei von Rechten Dritter ist. Vervielfältigung bedarf der Genehmigung der Redaktion.

medicalschool-hamburg.de

MSH Medical School Hamburg
University of Applied Sciences and Medical University